

**BISMARCKLAND,
AN HAVEL UND
ELBE, MIT 21
ANSICHTEN**

Wilhelm Kotzde-Kottenrodt



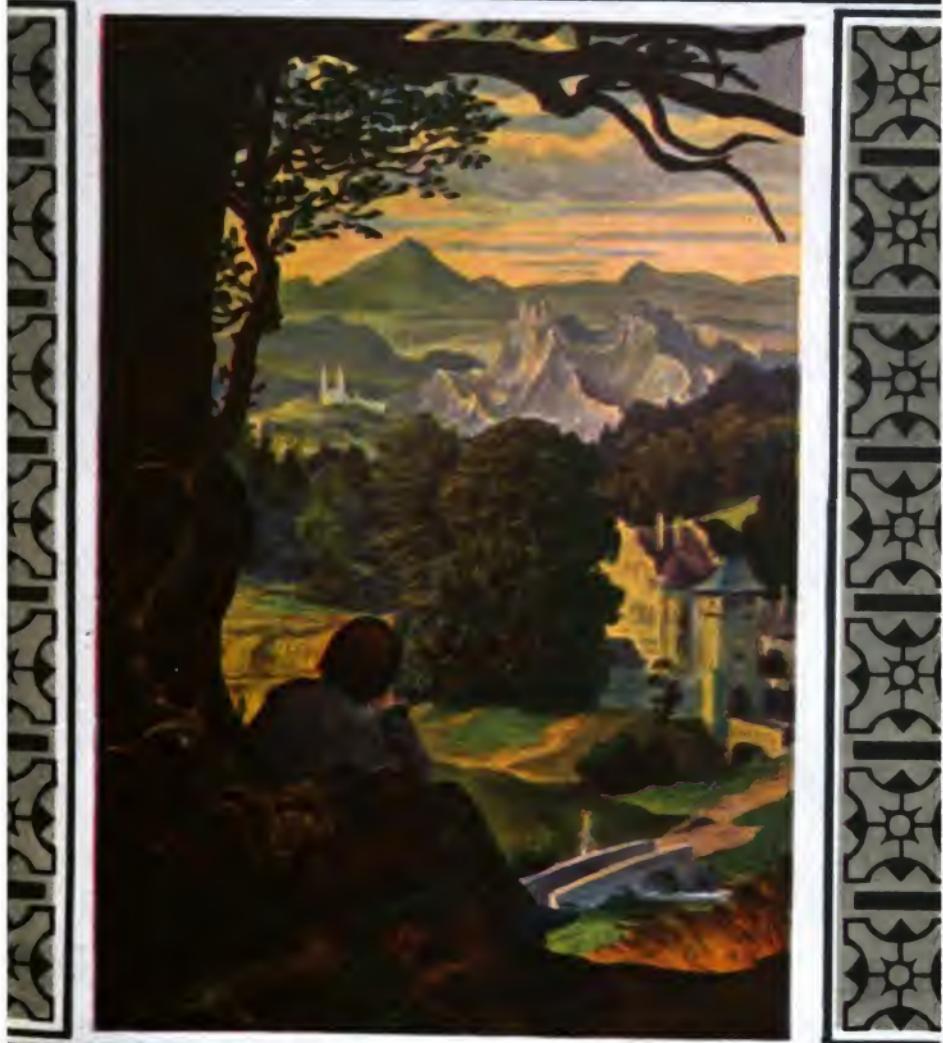
Ger.

The University of Chicago
Libraries



Deutsche Wanderungen

ausgeber: Freie Lehrer-Vereinigung für Kunstdpflage zu Berlin



Wilhelm Kotzde
Bismarckland
D.W. Nr. 8

Preis M. 1,40

Hermann

49

Deutsche Wanderungen

Landschaft und Volkstum in Mitteleuropa



Achter Band

Herausgegeben von der
Freien Lehrervereinigung für Kunstdpflage
zu Berlin

Wilhelm Kokde BRAE

Bismarckland

An Havel und Elbe



■ Mit 21 Ansichten ■

Jan.

Berlin Braunschweig Hamburg
Verlag von George Westermann
1915

~~BB 47~~

II 320

K 87

Inhaltsübersicht.

An der Elbe	1—49
Magdeburg, Jerichow 4. Busch 5. Tangermünde 6—10. Jungfer Lorenz 11—13. Grete Minde 14—15. Wust 16—17. Schönhausen 18—25. Hämerten 26. Niederländer 27. Stendal 28—30. Klaus von Bismarck 31—32. Die Gilde 33—36. Das Rathaus zu Stendal 37. Die Marienkirche zu Stendal 38. Die Tore zu Stendal 39. Stendals einstige Größe 40. Der Dom zu Stendal 41—42. Hohengöhren 43. Urneburg 44. Sandau 45. Werben 46—48.	
An der Havel	49—102
Die Sage von Iron und Isolde 50—56. Die Harlungenssage 57. Die Sweben 58. Die Lage Brandenburgs 59. Die Vlamen 60. Sankt Gotthardt und Sankt Marien 61. Der Schwanenorden 62. Die Katharinenkirche 63. Heinrich Brunsberg 64. Der Roland 65. Von Brandenburg nach Rathenow 66. Auf der Havel 67. Rathenow 68—74. August Dunder 75—76. Emil Busch 77. Bismarck in Rathenow 78. Im Wösteinkel 79—83. Ferchesar 84. Lüchow 85. Das Hohe Rott 86. Der Teufelsberg 87—88. Nennhausen 89—92. Der Markgrafenberg 93. Das Waldemarfest 94. Schollene 95. Der Bismarck-Ruinenstein 96. Ulvensleben 97. Die Kamernschen Berge 98. Havelberg 99—102.	



Phot. Wilhelm Körde, Nachdruck erlaubt.

Der Bismarckstein in Schöllene.



Bismarckland.

ie Prägung des neuen Wortes mag dem Leser kühn erscheinen. Wer aber das Land durchwandert hat, wird sie nicht befremdlich finden. Alle großen Männer unseres Volkes, die seine Geschickte ihm zum Segen lenkten, standen tiefverwurzelt in seiner Geschichte. All unser Bestes erwarben wir von unseren Vätern her, und Zeiten, die das Alte abbrechend ganz Neues schaffen wollten, schufen nichts Dauerndes. Bismarck versenkte sich von Jugend an in die Geschichte seines Volkes. Und wenn er sich in der Heimat seiner Väter umsah, strömten ihm von allen Seiten reiche Erinnerungen zu. Sagen aus uralt germanischer Zeit. Man läßt die Geschichte dieses Landes zumeist erst mit der Wendenzeit beginnen. Wie falsch ist das! Wollen wir die Kräfte unseres Volkes erkennen, müssen wir in die Zeit altgermanischer Glaubenswelt zurückgehen, als fremde Einflüsse noch nichts geändert und gebogen hatten. In den Glüten des Weltbrandes 1914/15 wird das deutsche Volk neu geschmiedet, viele Schläcken werden abgeworfen — neu werden wir zu unseren Vätern zurückkehren. Herauszuhaben, was Bismarcks Heimat von reichen Erinnerungen an der Urväter Tage hat, schien mir eine wertvolle Aufgabe. Noch sehen wir heute nicht alles klar; doch wollte ich des Wanderers Sinn auf diese geheiligen Schätze lenken, daß er selbst forsche und frage. In jahrhundertelangem Kampf ward alter deutscher Volksboden hier zurückgewonnen. Es entstand ein hartes und doch kundfreudiges Geschlecht, das die kostlichsten Bauwerke schuf. Hier

fanden die Zollern treue Gefolgschaft. Die alte deutsche Mannentreue offenbarte sich zu jeder Zeit herrlich im Bismarcklande. Die Ulvensleben, die Byern, die Bismarck, die Briest, die Buch, die Hatte, die Lochow, die Bredow, sie alle haben dem immer mächtiger sich dehnenden Vaterlande viel treffliche Männer gestellt. Und alle sind sie in Treue bewährt. In ihrer Mitte wuchsen die Zollern einst in die Mark ein, mit ihrer Hilfe dehnten diese ihren Staat, bis Deutschland unter seinem Schutz und unter einer Bismarck Führung sich einte, um nun einer Welt zu widerstehen. Auf Schritt und Tritt größte Erinnerungen in diesem schönen Land, die uns in ihren Bann zwingen. Sie halfen einst einen Bismarck schmieden. Darum konnte es nicht anders sein, als daß ich in diesem Buche vor allem von ihnen erzähle. Mancherlei Fingerzeige, für die der Raum nicht hinreichte, finden sich in dem Wanderbuche für die Mark Brandenburg (2. Teil) von Professor Dr. Ulbrecht, das ich jedem, der hier wandern will, empfehle.

März 1915.

Wilhelm Kotze.



An der Elbe.

Die Elbe ist der alten Germanen Strom, an dem sie einst südwärts wanderten. Die Stämme der Sweben saßen an seinen Ufern. Als sie dann in ungestümem Tatendrang in die Welt hinausstürmten (Völkerwanderung nennen wir diese Zeit), ließen sie das alte Heimatland leer werden; die östlichen Slawen drangen ein. Langsam, unmerklich fast muß deren allmähliche Einwanderung gewesen sein, in dieser Hinsicht ganz ähnlich wie in unserer Zeit. Auch heute wieder verließen die Angehörigen der germanischen Rasse in beängstigendem Umfang den Heimatboden, um in die geschlechterverzehrenden Großstädte abzuwandern. Die leer gewordenen Plätze aber wurden in steigendem Maße, auch im Elbhavelgebiet, von Slawen eingenommen. Diese Entwicklung noch hundert oder zweihundert Jahre weiter, und der anspruchslose, kinderreiche Slawe wird wieder Herr an der Elbe, dem alten Germanenstrom, sein. Wer heut nach Schönhausen, dem Geburtsort eines Bismarck, kommt, dem fallen die slawischen Wanderarbeiter, oft mit stark mongolischem Typ, schmerzlich auf.

Aus der Slawenzeit wird uns zuerst sichere Kunde über das Land an der mittleren Elbe. Karl der Große unternahm zwei Heereszüge in das von den Slawen eingenommene Gebiet. Um die Grenzen seines Reiches zu schützen, legte er den Sorbenwall an und erbaute Warten, von denen uns Eresford (Erfurt), Hala (Halle), Magadaburg (Magdeburg), Hobuoki (Höhbeck bei Lenzen) und Esseveldoburg (Izehoe) genannt werden. Zum Schluß der Sachsenkriege, im Jahre 805, segelt Kaiser Karl mit seinem Heere die Elbe aufwärts bis Magdeburg und verheert das Wendenland, Genewara genannt. In der Folge spielt sich an der Elbe ein wichtiges Stück deutscher Kaisergeschichte ab, bis ein unseliger Drang nach uferlosen Zielen die Reichsmacht gen Süden wandte und dort zerschellen ließ. Da war es nun wieder eine jener glücklichen Stunden des deutschen Volkes, welche ihm zu dieser Zeit zwei Männer gab, die ihm mit sicherer Hand die

Bahn frei machten zu einem größeren Vaterland durch Siedlung an den Grenzen: Heinrich den Löwen aus dem alten Wittefingsgeschlecht und den Askaniern Albrecht den Bären. Beide schritten den Weg fort, den die Alten ihnen gewiesen, Heinrich der Deutsche, Otto der Große und Markgraf Gero. Otto der Große schenkte seiner Gemahlin Editha einen Hof bei Magdeburg, auf dessen Gebiet später das Moritzkloster erbaut wurde. Im Dom zu Magdeburg sind er und Editha beigesetzt; auf dem Alten Markt sehen wir das ihm um 1290 errichtete Reiterstandbild. Als der tapfere Graf Gero 965 in das Grab sank, gelang es Otto, auf der Synode zu Ravenna im Jahre 967 zu erwirken, daß die Großen der Kirche der Errichtung eines Erzbistums in Magdeburg zustimmten. Der Abt Adalbert von Weissenburg, der die wendische Sprache beherrschte, ward zum ersten Erzbischof von Magdeburg erwählt. 968 verlieh der Papst ihm das Pallium, ohne das kein Bischof sein Hirtenamt ausüben durfte. „Dieses bestand aus einem etwa 10 cm breiten weißen Wollenkragen, dessen Enden von den Schultern aus übereinandergeschlagen wurden und so auf Rücken und Brust ein weißes Kreuz bildeten. Die zu diesem Schmuck nötige Wolle wurde von besonders geweihten und gepflegten Lämmern genommen und unter bestimmten Feierlichkeiten verarbeitet.“

Als Norbert als Erzbischof nach Magdeburg kam, gründete er hier dem von ihm in Prémontre in Frankreich gestifteten Prämonstratenserorden ein Kloster, dem bald einige Tochterklöster sich anschlossen. 1144 begann der Magdeburger Domherr Hartwig von Stade den Bau des Klosters zu Jerichow. Hier haben wir das seltene Beispiel einer romanischen („mittelgermanisch“ müßte es heißen) Backsteinkirche, die in der ursprünglichen Form erhalten ist. Wer die Elbe abwärts fährt oder von der Burg Tangermünde oder dem Kirchturm in Schönhausen hinüberblickt zu den hohen schlanken Türmen, der ahnt noch kaum, welch machtvoller, in seinen Maßen selten schöner Bau sich hier erhebt. Wer in diese Räume eintritt, dem öffnet sich Blick auf Blick von unvergleichlicher Schönheit. Man achte auf die schlanken Kapitelle (Säulenknäufe), die allein durch ihre Form wirken! Der

Lettner¹ ist hier noch erhalten. Die Krypta unter dem hohen Chor ist offen. Es ist der Beginn des Backsteinbaues im Osten Deutschlands, den wir den einströmenden Niederländern danken.² Welche Vollendung aber in diesem Beginn!

Gegenüber Jerichow liegt auf der linken Elbseite das Dorf Buch, einst ein Städtchen, ausgezeichnet durch einen Roland. Hier erhielt sich bis in die neuere Zeit ein Rolandspiel, das deutlich auf die germanische Vergangenheit hinweist. Zu Pfingsten geht die Jugend von Buch in durch alte Sitte geordnetem Festzug zum Roland. Ein Bursche klimmt an dem Standbilde hoch und setzt ihm einen Efeukranz aufs Haupt, den die Mädchen gewunden haben — Efeu das Sinnbild des ewig wiedererstehenden Lebens. Einst ward in vielen Städten das Rolandspiel von der Jugend mit Tanz und Lustbarkeit begangen. — Das Geschlecht derer von Buch ist ein altbewährtes und berühmtes. Johann von Buch war der Ratgeber des Markgrafen Johann von Brandenburg gewesen; dessen Söhne wußten ihn nicht mehr zu finden. Er aber bewahrte sich die altgermanische Mannentreue, die wir später an Otto von Bismarck bewundern. Als Otto IV. in die Gefangenschaft des Erzbischofs von Magdeburg geriet und in einem Bohlenkäfig in des von Quernford Hofe zu gemeinem Spott und Schimpf ausgestellt wurde, suchte sein edles Gemahl Heilwich von Holstein Rat bei dem getreuen von Buch. Der fand auch Rat, daß Markgraf Otto auf Ritterwort freikam, um ein Lösegeld von 4000 Mark Silbers zu schaffen. Als er nicht wußte, woher sie nehmen, ging auch er zu Johann von Buch. Der führte ihn in die Sakristei zu Tangermünde, zeigte ihm einen großen beschlagenen Stock voll Goldes und Silbers und sprach: „Dies Gut hat Euer Vater hinterlassen. Damit löset Euch. Dieses vertraute er mir an, und darum hatte er Euch geheißen, daß Ihr immer nach meinem Rate tun solltet. Nun habt Ihr wider meinen Rat Krieg geführt wider das Haus zu Magdeburg.“ Jan von Boß, wie man ihn niederdeutsch nannte, blieb bis zu seinem

¹ Abschlußwand zwischen Chor und Langschiff.

² Die Gründe, welche man gegen diese bisher gültige Annahme anführt, erscheinen mir nicht zwingend.

Tode in hohen Ehren bei Markgraf Otto, wie sein Sohn Nikolaus dann auch Thronfolger bei Markgraf Waldemar dem Großen war. Sein Enkel Johann von Buch war ein gelehrter Mann. Zu dem ältesten deutschen Rechtsbuch, dem zwischen 1198 und 1235 entstandenen Sachenspiegel Eike von Repgow, verfasste er eine Glossa, um den weniger kundigen und begabten Urteilern bei Anwendung des Rechts zu helfen. Eike von Repgow hatte bei der Niederschrift des Sachenspiegels sich auf das deutsche Volksrecht und die daraus geflossenen kaiserlichen Rechtsprüche gestützt, das römische und das kanonische Recht hatte er ausgeschlossen, darum ward sein Werk von der Geistlichkeit verschmäht. Johann von Buch wollte nun durch seine Glossa dem Sachenspiegel ein größeres Ansehen geben. Durch den starken flämischen Einschlag in die märkische Bevölkerung war hier überdies das Sachsenrecht nicht in allen Fällen anzuwenden. Da nun aber viele verständige Leute doch nicht wußten, wie sie sich mit dem Rechtsbuch vor Gericht behelfen sollten, so verfasste er noch den Richtsteig Landrechts, der den Rechtsweg weisen sollte. In der Geschichte gerade des Bismarcklandes tritt uns später noch Dietrich Sigismund von Buch entgegen, der als Hammerjunker und Reisebegleiter des Großen Kurfürsten ein Tagebuch führte, in welchem er auch über den Unmarsch auf Rathenow von Magdeburg aus und die Erstürmung der Stadt am 15. Juni 1675 berichtet.

Nicht weit nach Buch erhebt sich die alte Kaiserstadt Tangermünde über der Elbe. Wir können Kaiser Karl IV. nicht gerade verehren, er war ein undeutscher Mann, von welscher Erziehung, ein Freund der Tschechen; aber er verstand doch, der Mark, die durch wilde Kämpfe zerrissen war, Ruhe zu schaffen; und da er Tangermünde neben Prag zu seinem Sitz erwählt, hatte die Stadt ihm auch viel zu danken. Die Zollern verlegten den Sitz des Kurfürsten einige Jahrzehnte später nach Berlin; Tangermünde ward damit eine stille Stadt. Als im 19. Jahrhundert Eisenbahnlinien gebaut wurden, führte man die beiden großen Linien Leipzig — Magdeburg — Stendal — Hamburg und Berlin — Stendal — Hannover — Köln in einiger Nähe und

doch so entfernt von Tangermünde vorüber, daß der große Verkehr ihm fernbleibt. Der Freund deutscher Vergangenheit wird das gewiß nicht bedauern; so blieb der Stadt, obwohl die Stürme der Jahrhunderte ihr viel nahmen, doch ein Schimmer alter Herrlichkeit bewahrt; ja, wenn wir zu rechter Stunde und mit bereiten Sinnen durch ihre Straßen gehen, will uns dieser Schimmer wie ein leuchtend goldener Schein dünken.

Der älteste Teil der Stadt ist die Burg, deren Türme uns, wenn wir mit der Fähre über die Elbe kommen, hoch von oben grüßen. Eine gewaltige Futtermauer, die gegen dieandrängenden Hochwassersfluten von alter Zeit her schützt, nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, ehe wir der Geschichte dieses Ortes nachsinnen. Man nimmt an, daß die Burg um 925 gleichzeitig mit denen von Urneburg und Werben von Heinrich I. erbaut wurde. Sie wurde der Hauptort des Balsamgaues, wo im Jahre 983 die auffständischen Wenden eine schwere Niederlage erlitten. Mit fester Faust hatten Heinrich I. und Otto der Große die Wenden niedergehalten. Otto II. schon richtete seinen Sinn zu stark nach Süden. Bei Cotrone erlag seine Macht den Slabern. Kaum war davon die Kunde nach dem Norden gedrungen, so erhoben sich die Wenden in hellen Haufen, brannten die Bischofskirchen von Havelberg und Brandenburg nieder, schlugen die Deutschen tot und überschritten die Elbe. Hier bei Tangermünde brachte ihnen Markgraf Dietrich, ein Nachfolger Geros, das Verhängnis. Albrecht der Bär hielt sich gern in Burg Tangermünde auf. Von hier zog er 1157 zur Wiedereroberung der Brandenburg aus, die ihm Jazko von Köpenick entrissen hatte, als er bei Kaiser Rotbart auf dem Reichstage zu Würzburg weilte. Ich habe das in meiner Erzählung „Und deutsch sei die Erde!“ geschildert. Die Nikolaikirche, gleich nördlich am Neustädter Tor, soll von Albrechts Sohn Otto I. gegründet sein, manche verlegen ihre Entstehung aber schon ins 11. Jahrhundert. Es muß also zu jener Zeit eine deutsche Ansiedlung in einiger Entfernung von der Burg und doch in ihrem Schutze bestanden haben. Heinrich von Gardelegen, Albrechts Enkel, der Erbauer des Stendaler Doms, errichtete noch vor 1188 die Stephanskirche, ein Zeichen,

daß Tangermünde aufblühte. Die Burg wurde zur stärksten im Lande ausgebaut. Darum diente sie in der Folge den Markgrafen als Schatzkammer und Residenz, wurde auch zur Bewahrung wichtiger Gefangener benutzt. Der Minnesänger Otto IV. mit dem Pfeil hielt sich gern hier auf; wir hörten, wie Johann von Buch seiner Gemahlin Heilwich den Schatz in der Sakristei wies. Markgraf Waldemar der Große feierte hier Pfingsten 1311 seine Vermählung mit der ihm so nahe verwandten Gräfin Agnes. Deren Mutter, Markgräfin Anna, die Tochter des 1308 von seinem Neffen Johann von Schwaben ermordeten Kaisers Albrecht, hielt auf dem stromabwärts gelegenen Urneburg Hof. Auf der Burg Tangermünde hielt Waldemar seine Gegner Markgraf Friedrich „mit der gebissenen Wange“ von Meißen und dessen Sohn Friedrich den Ernsthaften gefangen. Agnes war bei ihrer Vermählung erst 14 Jahre alt gewesen; wenige Monate nach dem frühen Tode ihres Gemahls reichte sie ihre Hand Herzog Otto dem Milden von Braunschweig, der die ihr als Leibgedinge gewiesene Altmark schützen sollte. Agnes blieb in Tangermünde, auch als Ludwig der Bayer seine Hand vor der Zeit nach der Altmark streckte. Hier starb sie im Jahre 1334.

Am 7. September 1373 ritt Karl IV. in Tangermünde ein, das er zu einem glänzenden Kaisersitz ausgestalten wollte. Sein erstes Ziel war, die Mark Brandenburg mit Böhmen zu vereinen. Am 29. Juni 1374 versammelten sich hier die Würdenträger des Reiches, um die von den böhmischen und märkischen Ständen beschlossene Vereinigung zu bestätigen. Neun Herzöge, zwei Markgrafen, drei Erzbischöfe und sieben Bischöfe waren mit ihrem Gefolge erschienen. Der Raum reichte nicht, alle unterzubringen; es mußten vor der Stadt Zelte aufgeschlagen werden. Seit der Hochzeit Markgraf Waldemars war es der glänzendste Tag, den Tangermünde erlebte. Was hier beschlossen wurde, hatte keinen Bestand. Die Vereinigung von Böhmen und Brandenburg war damals ein gar zu künstliches Gebilde. Die Gemahlin Karls IV. weilte mit ihren Kindern dauernd hier. Kaiser Sigismund verlebte so seine Jugend in Tangermünde.

Die große Futtermauer am Elbufer hat Karl IV. gebaut,

ebenso den Kapitelturm. Im Jahre 1376 begründete er auf der Burg ein Domkapitel. Sankt Stephan, das er durch Bauleute vom Kölner Dom umbauen ließ, bestimmte er zur Stiftskirche. Nach dem Muster der Wenzelskapelle auf dem Prager Hradschin ließ er eine Burgkapelle bauen, die er mit Marmor, Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen ausschmückte. Er brachte auch eine Unzahl Reliquien zusammen, die in der Kapelle aufbewahrt wurden, so das Herz des heiligen Georg, das in goldene Monstranz an silberner Kette gefaßt war, einen Tropfen vom Blute Christi in einem Kristall, der mit roten Edelsteinen geschmückt war, einen Holzsplitter vom heiligen Kreuz und ein Stückchen vom Gehirn Johannes des Täufers; diese beiden waren in Behältern von gediegenem Golde. Wenn wir auch die abergläubische Wundersucht jener Zeit nicht mehr teilen, so können wir doch nur bedauern, daß all das zugrunde ging. Wieviel edelste deutsche Kunst mag in diesen Werken beschlossen gewesen sein!

Von Kaiser Karl waren hernach im märkischen Volke viel Sagen im Schwang. Sie sind nun längst verschollen; nur ein Rundgesang wird noch gesungen und auf ihn bezogen:

De Kaiser Karolus, de harr en Pärd,
 Dat was 'ne fahle Stute;
 Up enem Ooge, da sach se nich recht,
 Dat annere was rein ute!
 Rein ute, rein ute, rein ute

und so fort, bis der Angesungene ausgetrunken hat. Dann wird der Gesang geschlossen:

Da wischt he sic sine Snute!

Karls Sohn Sigismund verpfändete die Mark an seinen Vetter Jobst von Mähren, der das Land schamlos ausgebeutet hat. Er plünderte die Schloßkapelle und führte ihren kostbaren Schmuck größtenteils fort. Jobst soll der gelehrteste Fürst seiner Zeit gewesen sein; doch sein Sinn war vor allen anderen Dingen auf Geld gerichtet. Unter ihm konnten die Quitzows auftreten, die, wenn sie ihr Ziel erreicht hätten, dem Lande wohl bessere

Herren gewesen wären, als es nun bald hundert Jahre sah. Beim Übersezken mit der Fähre ertrank vor Tangermünde Konrad von Quizow mit mehreren Rittern.

Bessere Zeiten kamen mit den Zollern. Am 11. November 1412 hielt Friedrich von Nürnberg seinen Einzug in Tangermünde, im nächsten Jahre folgte ihm seine Gemahlin Elisabeth von Bayern, die unter dem Namen die schöne Else im Gedächtnis der Nachwelt fortlebt. Burg Tangermünde wurde die Residenz der Zollern. Die Söhne Friedrichs I. Friedrich der Eiserne und Albrecht Achilles wurden hier geboren. Wie einst Albrecht der Bär von hier auszog, um die Brandenburg dem Wendensfürsten Jazko zu entreißen, so jetzt Friedrich, um die Burgen der Quizows zu brechen. Herzog Johann von Mecklenburg saß hier von 1418 bis 1427 gefangen. Die Zollern feierten ihre Feste hier. 1420 war die Versprechung der Prinzessinnen Cäcilie und Magdalene mit zwei braunschweigischen Herzögen, 1423 die Vermählung der Prinzessin Margarete mit einem mecklenburgischen Herzoge.

Albrecht Achilles war wenig in der Mark, die sein Sohn Johann Cicero für ihn verwaltete. Auch dieser wohnte als Kurprinz auf der Burg. Doch als dann Schwierigkeiten mit den altmärkischen Städten entstanden, die schließlich zu offenem Aufruhr in Stendal und Salzwedel führten, verlegte er seinen Sitz und damit die Leitung des Staates nach Berlin. Tangermünde hatte seine Rolle ausgespielt. Joachim I. weilte zwar noch gerne hier, und sein Sohn Johann von Küstrin wurde auf der Burg geboren, doch das war nichts als ein Nachglanz stolzer Zeiten. War bisher hier das höchste Gericht der Mark gewesen, so verlor Tangermünde nun auch dieses. Die Burg aber ging im Dreißigjährigen Kriege zugrunde. Auf Meilen den Strom auf- und abwärts ist hier der einzige Elbübergang; so zogen andauernd Heere der Gegner durch, fast zwanzig Jahre lang. Zuerst, es war 1626, kamen die Dänen unter General Fuchs; sie hatten ein befestigtes Lager, das sie aber aufgeben mussten, als die rote Ruhr unter ihnen ausbrach. Ihnen folgte Herzog Georg von Lüneburg. Dann war die Stadt bis 1631 in der Hand der Kaiserlichen. Am 1. Juli 1631 erschien die Vorhut der Schweden

und nahm die Burg mit stürmender Hand. Gustav Adolf hatte hier sein Hauptquartier. Ihm folgte Tilly, hernach Pappenheim. Als der Große Kurfürst zur Regierung kam, suchte er sein Land vom Feinde frei zu halten. Doch die Schweden warfen die brandenburgischen Truppen noch einmal hinaus; sie plünderten die Burg und brannten sie nieder. So tief gruben die Schweden sich in das Gedächtnis des märkischen Volkes ein, daß es den Untergang vieler Ortschaften ihnen zuschreibt, auch wenn er in ganz andere Zeiten fällt.

Bis zum Jahre 1699 lag die Burg völlig wüst; dann errichtete Friedrich III. das Amtshaus, das heut noch steht. Friedrich Wilhelm I. stieg hier ab, wenn er mit seiner Familie den Schwiegervater in Hannover besuchte. Da, wo einst die Kapelle stand, die Johannes dem Täufer und dem Evangelisten geweiht war, will die Volksage einen silbernen Sarg verborgen wissen.

In der Stephanskirche hängt ein Hirschgeweih mit dem alten Holzbild einer Heiligen. Einst schmückte es die Nikolaikirche am Neustädter Tor. Eine alte Sage knüpft sich an dieses Bild:

„Es lebte vor langen Jahren zu Tangermünde eine holde Jungfrau, Emerentia Lorenz geheißen, die war ebenso gut wie schön, und die ganze Stadt war stolz auf ihre Jungfer Lorenz. Sie war aber auch sehr reich, denn außer einem Hause in der Stadt, das voll war von Kostbarkeiten und herrlichem Hausrat und Betten und Weißzeug, gehörte ihr auch vor der Stadt ein großes Stück Wald und am Saume desselben gar viele lachende felder. Nun geschah es, daß zu Anfang der Frühlingszeit, als die Sonne wieder mild und freundlich hineinlächelte in die erstarrte Welt und die Lerchen jubelnd dem jungen Lenz entgegensang, Frühlingssehnsucht die Jungfrau hinaustrieb in die Waldeinsamkeit. Da es aber gerade um die Pfingstzeit¹ war, so war niemand auf den feldern, und die Jungfrau war ungesehen in den Wald getreten. Sie ging immer tiefer hinein, und nachdem sie einige Stunden darin gelustwandelt, kam der Schlaf über sie; sie setzte sich ins Gras und schlief bald ruhig ein. Als sie erwachte, da war die Sonne schon tief im Westen,

¹ In der Zeitbestimmung klafft ein Gegensatz.

und sie dachte, es sei Zeit heimzukehren. Allein da sie keinen Laut im dichten Walde hörte, wurde ihr bange, und es kam sie eine Angst an nach Hause. Sie meinte auch den richtigen Weg einzuschlagen, allein nach einer Zeit kam ihr die Gegend doch unbekannt vor, sie ging einen anderen Weg, darauf kam sie noch mehr ins Dickicht, zuletzt hatte gar der Weg ein Ende; sie mußte sehen, daß sie sich verirrt hatte. Es war finster geworden, sie mußte sich entschließen, die Nacht im Walde zu bleiben. Laut weinend legte sie sich auf den Rasen, und obwohl sie den ganzen Tag nicht einen Bissen genossen hatte, schlief sie doch bald ein. Als sie nun erwachte, war der Morgen angebrochen, die Sonne glänzte durch die Gipfel der Bäume, und alle Stimmen des Waldes wurden laut. Mit dem Tageslicht kehrte auch der Mut in ihr angstefülltes Herz zurück; sie suchte von neuem den Pfad, den sie kannte, allein es ward wieder Abend, und sie hatte ihn noch nicht gefunden. Wohl hatte sie den nagenden Hunger durch Beeren gestillt, die halbreif an den Sträuchern hingen; doch als die Sonne untersank, fühlte sie sich matter und schwächer als gestern. Sie sank in Verzweiflung zu Boden; da schluchzte und seufzte sie, bis ein wohltätiger Schlaf ihre Sinne umfing. Als der dritte Morgen anbrach, hatte sie der Schlaf so weit erquickt, daß sie noch einmal den Versuch machte, aus dem Waldesdickicht herauszukommen. Sie betete inbrünstig zu Gott und tat das Gelübde, wenn er ihr den Ausgang aus dem Walde zeigen und sie in ihr friedliches Vaterhaus zurückführen wolle, werde sie sich ihm allein ergeben, zeit ihres Lebens nur ihm dienen und sich nicht vermählen. Kaum waren diese Worte aus ihrem Munde, da brach ein Edelhirsch durch das Dickicht und blieb vor der Knienden stehen. Furchtlos verharrte das herrliche Tier an ihrer Seite. Es berührte sie mit seinem Geweih, als wollte es sie auffordern, mit ihm fortzugehen. Als die des Waldes unkundige Jungfrau den Hirsch nicht verstand, ließ er sich vor ihr nieder und lud sie damit ein, seinen Rücken zu besteigen. Die Jungfrau tat also, und — o Wunder! — er trug sie mit sicherem Tritt durch den Wald bis an den Ausgang; da lag Tangermünde mit seinen Türmen vor ihr. Doch der Hirsch machte noch nicht

halt, er trug seine zarte Bürde in die Stadt, mitten durch das zusammenströmende Volk, und nahm seinen Lauf zur Kirche. Vor dem Tor des geweihten Hauses ließ er sich auf die Knie nieder. Jungfrau Lorenz stieg ab und trat in das Gotteshaus, um dem Herrn für ihre wunderbare Rettung zu danken. Der Hirsch harrte derweil vor der Kirchenpforte und begleitete sie von da wie ein frommes Lamm in ihr Haus, wo er von Stund an blieb. Zwar kehrte er manchmal in seine alte grüne Heimat zurück, allein er blieb nie lange weg. Da sie ihm ein Halsband angelegt hatte mit der Inschrift „Emerentias Hirsch“, so kannte ihn jedermann, und niemand hätte gewagt, dem guten Tier etwas zuleide zu tun. Jungfer Lorenz aber blieb des frommen Gelübdes, welches sie vor dem Altar der Nikolaikirche wiederholt, eingedenkt; sie vermählte sich nicht und gab das Lorenzfeld der Kirche zu erb und eigen für ewige Zeiten. In der Kirche aber ließ sie einen Hirschkopf aufhängen, auf welchem sie selbst in ganzer Figur dargestellt ist. Er ist noch vorhanden; zwar wird die Kirche jetzt als Lazarett benutzt, und es sind alle anderen Bilder und Zieraten darin zerstört, allein das Bild der Jungfer Lorenz hat noch kein Mensch von der Stelle zu rücken gewagt, und die Lazarettwächter hören oft einen gewaltigen Lärm, der durch das ganze Gebäude dringt, wenn es einmal einer wagte, auch nur an die Zacken des Hirschgeweihs zu fassen oder auch nur etwas daran aufzuhängen. Zwar ist jener Wald, der zwischen den Dörfern Grobleben und Böhlendorf lag, jetzt verschwunden, und statt der Bäume erblickt man dort lachende Felder und Wiesen, allein der Name Lorenzfeld ist bis heute geblieben.“

Man empfindet wohl das neue Kleid der Sage, auch daß sie einst durch die Hand der Priester ging; aber sicher hat sie mythischen Bezug. Man hat die Jungfrau Lorenz als die verlassene, vom Licht geschiedene Erdgöttin gedeutet, die in den Wald gegangen, d. h. gestorben ist. Als Retter kommt ihr der Hirsch, das Bild der zurückkehrenden Sonne, das Zeichen für die Wiedergekehr des Frühlings. Wie dem auch sei, ein Volk, das so innig an seinen Göttern hing, hat mit der Annahme des Christentums nicht vergessen, was ihm einst Glaubengut war. Wir wissen,

daß die Priester alle Züge germanischen Götterglaubens in das Christliche umdeuteten, und so leuchtet aus den Überlieferungen doch immer noch das alte Gesicht hervor. Gemütvolle Tiefe, fittlicher Ernst entfernen sich auch aus diesen Resten als das Wesen unseres Volkes.

An eine andere Gestalt noch werden wir in Tangermünde erinnert, und da denken wir wohl an jenen Mahnspruch im Rathaus zu Stendal:¹ Grete Minde, die durch Fontanes Dichtung so vielen vertraut wurde. Fontane hat, wie sein Recht war, vieles dichterisch umgestaltet. Wir müssen es sagen, Grete Minde hat unschuldig gelitten. Ihr ganzes Leben ist ein einziger Leidensweg. Das Geschlecht derer von Minden war in der Mark altangesehen. Heinrich von Minden war bis zu seinem Tode 1616 Ratsherr in Tangermünde. Er hatte sich in den Besitz des väterlichen Nachlasses gesetzt. Grete, seines frühverstorbenen Bruders Peter Tochter, fühlte sich benachteiligt. Sie verlor auch ihre Mutter früh und mußte, so hart es der Tochter eines alten Geschlechtes ankam, in Dienst gehen. Sie lernte den Tönnies Meilahn kennen, einen hübschen, aber liederlichen und faulen Burschen. Er redete ihr viel vor, auch von dem Gelde, das er besäße. Sie hängte ihr Herz an ihn und ließ sich ihm in Stendal antrauen. Dann irrte sie mit ihm in der Welt herum. Im Sommer 1617 gebar sie ein Knäblein. Wenn Tönnies sie fränken wollte, schlug er das wenige Monate alte Kind. Man mag ermessen, was sie litt. Eine Zeit der Kinderung ist es für sie gewesen, wenn er sie einmal verließ und sie mit ihrem Knaben allein als Landfahrerin von Ort zu Ort zog. Planetenlesen und Handbeschauen sollten sie ernähren, dazu verkaufte sie Hausmittel wie Goldtrian, Enzian, Gallian, Veilchenwurzel und Bibergeil. Ihr Mann kam vom Bettel zum Straßenraub; als sie einst wieder mit ihm ging, sah sie, wie er unweit Grütz bei Rathenow einen Küster ausplünderte. Doch sie konnte nicht von ihm lassen.

Am 13. September 1617, dem Sonnabend nach Marien, kam ein Brand in Tangermünde aus, der in der Altstadt und

¹ Siehe Seite 38.

dem Hühnerdorf 486 Wohnhäuser, 52 Scheunen voller Getreide und sehr viele Hintergebäude verzehrte. Auch der 147 m hohe Turm der Stephanskirche ward vom Feuer ergriffen und stürzte am nächsten Tage mit allen Glocken zusammen. Durch Fehdebriefe, die man an verschiedenen Orten fand, deren Schreiber man aber nicht entdecken konnte, ward die schwergeschädigte Bürgerschaft, deren viele durch den Brand verarmt waren, noch weiter geängstigt. Am 3. Januar 1619 fand man im Schloßgraben wieder einen langen Fehdebrief, der große Unruhe erregte. Zu ihrem Unglück kam Grete Minde zu eben dieser Zeit mit Tönnies Meilahn nach Tangermünde, um zu sehen, ob sie von ihrem Erbteil einiges erlangte. Ihr Vater hatte einst einen Mann erschlagen und war darum in die Fremde entwichen, wo er unter die Soldaten ging. Dort hatte er ein „ausländisch Weib“ genommen, das nach seinem Tode mit der Tochter nach Tangermünde kam, um ihres Mannes Erbteil zu fordern. Der Trauschein war Gott weiß wo geblieben, sie konnte ihn nicht vorzeigen. So hatte Heinrich von Minden einen Schein des Rechts, die Herausgabe des Erbteils zu verweigern. Man hielt damals noch mit gutem Grund auf die Reinhaltung des Blutes — wie sollte man Grete anerkennen, die doch von der Mutter her fremdes Blut hatte! Ja, man hatte einen Abscheu vor ihr, die schwarz und fremd von Alleserem war. Dazu kam nun ihr landfahrend Leben und daß sie Hass gegen einen von den alten Geschlechtern trug und ihn um ihr Erbteil drängte. Erregt waren alle Gemüter, nicht fähig, ruhig zu urteilen. Tönnies ward als der Brandstiftung verdächtig in den Turm gelegt. Man fragte beim Schöppenstuhl zu Brandenburg an, ob man ihm die „scharfe Frage“ vorlegen dürfe. Man erhielt dessen Zustimmung. Auf der Folter bekannte Tönnies alles und beschuldigte Grete, daß sie mit ihm Feuer angelegt. Desgleichen einen Kumpan Merten Emmert von Ziesar, der ein spottföhntiger, leichtfinniger Bruder, doch auch nicht mehr war. Grete konnte durch einwandfreie Zeugen nachweisen, daß sie Wochen vor und nach dem Brande schwer krank bei guten Leuten in einem Orte, Meilen von Tangermünde, gelegen. Nun beginnt die unentschuldbare Rechtsbeugung.

Gegen den Entscheid des Schöppenstuhls zu Brandenburg wendet man gegen sie die „scharfe Frage“ an. Grete und auch Merten werden auf die Leiter gelegt und „getreckt“. Da gestehen sie alles, was man von ihnen hören will. Gegen sie wie gegen Tönnies wird das Todesurteil gesprochen. „So mag sie deswegen,“ heißt es im Urteil gegen Grete, „vor endlicher Tötung auf einen Wagen bis zu der Richtstätte umgeführt, ihre fünf Finger an der rechten Hand, einer nach dem andern mit glühenden Zangen abgezwackt, nachmalen ihr Leib mit vier glühenden Zangen, nämlich in jeder Brust und Arm gegriffen, folzig mit eisernen Ketten auf einem erhabenen Pfahl angeschmiedet, und lebendig geschmochet, und also vom Leben zum Tode verrichtet werden.“

Es wird uns berichtet, daß die Verurteilten „auf drei Pfählen geschmiedet zwischen Himmel und Erde in Rauch und Schmauch starben, zuvor aber unausprechliche Marter, indem sie fast bis an den Abend gelebet, ausstehen müssen“.

So hatte man das fremde Blut wieder ausgestoßen, doch auf einem Wege, der unser Rechtsempfinden empört.

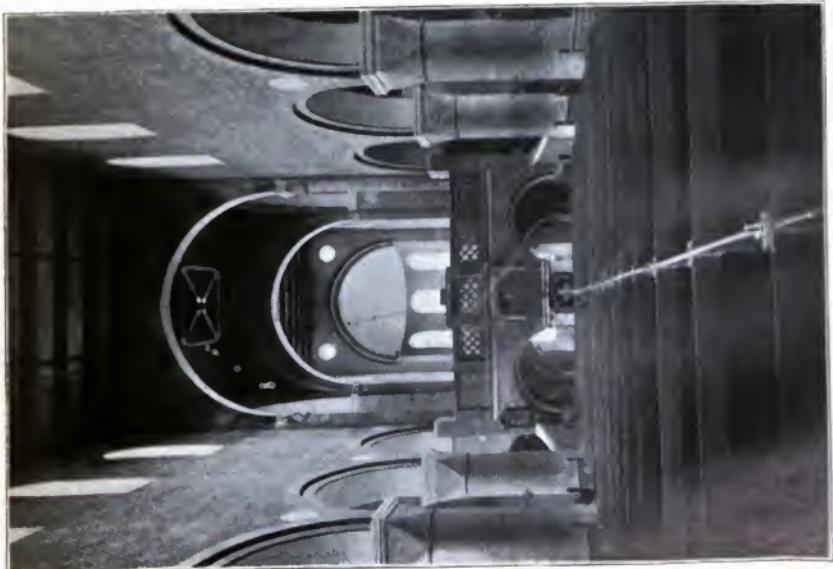
Das Rathaus mit seinem wundervollen Backsteingiebel und manches alte Bürgerhaus mit schönen Holzschnitzereien lassen uns den einstigen Reichtum der Stadt Tangermünde ahnen.

Drüben aber, hinter jenen Kiefernwäldern zur Rechten, liegt Wüst, das uns an ein anderes tragisches Schicksal erinnert, auch an ein Menschenleben, welches in der Blüte geknickt ward. Das Land, das sich von Wüst hinüberzieht zur Havel, heißt der Kattenwinkel. Den Kattes, die wie die Bismarck und die Ulvensleben eine alte deutsche Edelingsfamilie sind, gehört dort der Boden weithin. In Wüst aber ist jener Sproß beigesetzt, der dem größten Zollern ein innig verbundener Freund war und für ihn sein Leben ließ: Hans Hermann von Katte. Sein Großvater, der Feldmarschall von Wartensleben, und sein Vater, der Generalleutnant von Katte, hatten das Vertrauen des Königs. Friedrich Wilhelm I. aber ließ dem Leutnant sagen, als er das kriegsgerichtliche Urteil auf ewige Festungshaft kraft königlicher Macht in die Todesstrafe umwandelte, daß es Seiner Königlichen



Phot. Wilhelm Kogge, Zürich. Bis Telar.

Roland in Buch.



Phot. Wilhelm Kogge, Zürich. Alplanat.

Klosterkirche im Jerichow.



Phot. Wilhelm Kogde, Bütz, Nachdruckmat.

Standbilder Karls IV. und Friedrichs von Sötern.



Phot. Wilhelm Kogde, Bütz, Nachdruckmat.

Tangermünde, Schlossan der Rößfurt.

Majestät leid tätte; es wäre aber besser, daß er stürbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt käme. Es war gewiß ein Vorgang von ewiger Größe, der sich hier abspielte. Man ist vielleicht gewöhnt, diesen Preußenkönig aus dem Froschwinkel zu sehen, wie ihn Guzikow in „Zopf und Schwert“ darstellt. Gewiß war ihm in vielen Dingen eine bedauerliche Enge eigen; aber es empörte sich in ihm der germanische Drang zu Ordnung, Sittlichkeit und Treue gegen geistreiche französische Oberflächlichkeit und Flatterhaftigkeit, der er seinen Sohn verfallen sah. Was dieser König für den Aufbau des preußischen Staates tat, der sich nach zweihundert Jahren in nie geschenken Weltstürmen noch unerschüttert zeigt — nun, niemand hat das mehr anerkannt als Friedrich in seinen Königsjahren, der dank der Arbeit seines Vaters den festen Grund vorfand, von dem aus er einer Welt standhalten konnte. Kusses Haupt ist gefallen, damit die Ordnung dieses Staates unverrückt bliebe. Doch er gab sein Leben hin in der Treue zu seinem Herrn und Freunde. Auch hier die germanische Mannentreue, welche die Buch, die Bismarck und andere Geschlechter dieses Landes von je bewährten, und der beim Königsgeschlecht, das auf diesem Boden einst in die Mark sich einlebte, der ebenso germanische Gedanke „Ich diene!“ gegenüberstand. Unter den Fenstern von Friedrichs Kerker fiel in Küstrin Kusses Haupt, Vater und Großvater waren vergeblich vor dem König auf die Knie gefallen. „Es ist süß, für einen solchen Prinzen den Tod zu erleiden,“ hatte er dem verzweifelt durch die Kerkergitter um Verzeihung Rufenden gesagt. Die Gnade aber gewährte der König dem Vater, daß er die sterblichen Reste des Unglücklichen in die Heimat seiner Ahnen führte. In einem Anbau der Kirche ist Hans Hermann von Katte beigesetzt. Der Sarg wird nicht mehr geöffnet, seit ein Engländer den vom Schwert durchschnittenen Halswirbel mit sich nahm. Echt englisch ist dieser Leichenraub.

Gegenüber der Kirche liegt das alte Herrenhaus, dahinter der Park, noch alles wie in jenen Tagen, da Friedrich als Kind hier mit dem Freunde herumtollte. Wenn Friedrich Wilhelm mit den Seinen zum Schwiegervater nach Hannover reiste, wechselte

er in Wust die Pferde und kehrte beim Generalleutnant von Klette ein. So entspann sich jene verhängnisvolle Freundschaft zwischen den beiden Knaben.

Das weite Bruch nördlich von Wust, östlich von Schönhausen, der Trüben, lässt von der Lehrter Bahn den Blick auf die Wuster Kirche frei. Gleich darauf fährt der Zug in Schönhausen ein. Schon vom Bahnhof sehen wir die alte romanische Backsteinkirche des Dorfes, die 1212 von Willibrord geweiht ward. Die Kirche hat für ein Dorf überaus stattliche Maße. In ihrem Schatten liegt das Schloß mit dem eigenartigen Küchenanbau, in dem Otto von Bismarck am 1. April 1815 geboren wurde. Alte prachtvolle Linden umgeben den Bau, die ihre Äste bis auf den Erdboden senken. Ziehe deine Schuhe aus; denn hier ist heiliges Land! Hier wandelte deiner Größten einer, der dein Reich schmiedete mit gewaltiger Hand, Deutscher! Hier unter den Linden umfangen dich Erinnerungen, die durch Weltenalter gehen werden.

Über dem Eingang zum Schloß liest man neben den Wappenschildern Augustus von Bismarck und Dorothea Sophia Katten, darunter die Jahreszahl 1700. So griff das Schicksal des Hans Hermann auch unmittelbar in die Bismarcksche Familie. Im Dreißigjährigen Kriege hatten die Söldner scharen das alte Schloß heruntergebrannt. Als Valentin Busso von Bismarck, der schwedische Dienste genommen, mit seinen Soldaten auf das väterliche Gut kam, fand er es verwüstet. Wie waren die Bismarck nach Schönhausen gekommen? Wir hören an anderer Stelle, daß Klaus von Bismarck von Ludwig dem Bayern mit dem Schloß Burgstall an der Lezlinger Heide belehnt worden war. Als Friedrich von Zollern in die Mark kam, saßen Klaus III. und Hennig auf Burgstall. Sie gehörten zu den wenigen vom märkischen Adel, welche sich sofort dem Zollern anschlossen. Erinnerten sie sich, daß ihr Uhn einst Johann von Zollern treu zur Seite gestanden? Zu ihnen kamen dann die Zollern gern zu Gast, wenn sie in den weiten Waldungen am Tanger und der Ohre jagten. Die Lezlinger Heide war kurfürstliches Revier geworden; Kurprinz Hans Georg, der den Sprengel des Havelberger Bistums verwaltete, baute sich in Lezlingen ein Jagdschloß. Bald trachtete er nach

Ubrundung des Besitzes — die Bismarck waren ihm auf Burgstall im Wege. Bismarcksche und kurfürstliche Jäger hatten oft Streit miteinander. Hans Georg bot den Edelleuten Tausch an. Die konnten sich aber nicht dareinsfinden, daß sie die alte Heimat verlassen sollten. Zwei Brüderpaare saßen damals auf Burgstall, Heinrich und Friedrich von der älteren Linie, Jobst und Georg von der jüngeren. Sie erwiderten dem Kurprinzen, „daß ihre Vorfahren mit Gut und Blut willig ihre Dienste dem Kurfürsten geleistet, daß sie lieber in dem althergebrachten zierlichen Stande bleiben, als leichtfertig denselben verrücken lassen wollten“. Dem Drängen Hans Georgs mußten sie endlich doch nachgeben; sie erhielten Dorf und Amt Schönhausen nebst dem ehemaligen Tempelherrnhause, Dorf Fischbeck, das gleich südlich von Schönhausen gegenüber Tangermünde liegt, und das Kloster Crevese, das im Kreise Osterburg liegt. Es beherbergte einst achtzig Benediktinerinnen. Am 16. Dezember 1562 unterzeichneten die Bismarckschen Brüder den Vertrag. Jobst und Georg siedelten Ostern 1563 nach Schönhausen über. Von ihnen übernahm es dann der Vetter Friedrich, der den Stamm hier fortsetzte. Wir sagten schon, daß das Bismarcksche Schloß im Dreißigjährigen Kriege herunterbrannte. Wie Tangermünde litt auch Schönhausen schwer; ein einziges Haus blieb im Dorf erhalten, in das sich des Valentin Busso Mutter und vier Schwestern flüchteten. Als die Not zu groß war, gingen sie nach Stendal, wo sie sich mit Spinnen ernährten. So war durch die Kriegswirren der einstige Reichtum der Bismarck zerstöben. Sie halfen sich aber wieder empor. Im Jahre 1700 konnte, wie wir hörten, August von Bismarck das neue Schloß erbauen, nachdem die Familie jahrzehntelang in einem ziemlich armseligen Fachwerkhaus gewohnt hatte. Sein ältester Sohn August Friedrich, der Urgroßvater des Reichskanzlers, hat auf diesen die Gesichtszüge vererbt, die heute jedem Deutschen vertraut sind. Er war Kommandeur der berühmten Ansbach-Bayreuth-Dragoner. In der Schlacht von Czaslau ward er am 17. Mai 1742 schwer verwundet und wenige Tage später von plündernden österreichischen Husaren auf einem Wagen erschossen. Seine Gattin war eine Tochter Derff-

lingers, der an der Fähre bei Tangermünde Schere und Bügelseisen in die Elbe geworfen haben soll, um ein Kriegsmann zu werden. So kam also auch Dierfflingersches Blut in die Bismarcksche Familie. Sein Sohn Karl Alexander wurde auf persönlichen Wunsch Friedrichs des Großen Offizier, obwohl seine Neigungen dem Schrifttum und der Kunst galten. Als Rittmeister nahm er seinen Abschied. Sein Sohn Ferdinand, der 1771 geboren war, erbte von ihm das Gut. Das andere, größere Gut, dessen Edelhaus jetzt als Bismarckmuseum dient, war in der Hand der anderen Bismarckschen Linie. Ferdinand trat schon mit zwölf Jahren bei dem Leibkarabinier-Regiment in Rathenow ein. Wie jeder Karabinier tat er Wache und Stalldienst. Hier lernte er die militärische Ordnung und Pünktlichkeit, die er hernach von seinen Söhnen forderte. Als er 1792 den Feldzug in Flandern und der Champagne mitmachte, wurde er dem Prinzen Louis Ferdinand zugeteilt. Als das Regiment nach dem schmählichen Baseler Frieden, in dem Preußen die linksrheinischen Gebiete an Frankreich überließ, 1795 nach Rathenow zurückkehrte, nahm Ferdinand von Bismarck seinen Abschied, den er, nun 25jährig, bald als Rittmeister erhielt. Den Winter pflegte er in Berlin zu verleben, wo er der Vertraute des Prinzen Louis Ferdinand war. Hier lernte er Luise Wilhelmine, die Tochter des Kabinettsrats Menken, kennen. Am 7. Juli 1806 führte er die Siebzehnjährige heim. Neun Jahre später ward ihnen Otto von Bismarck geboren. Wenige Monate nach ihrer Vermählung sollten sie schwerste Unbill erleiden. Auf der Verfolgung des Hohenloheschen Heeres zog ein Teil der Franzosen über Tangermünde und Rathenow. Am 28. Oktober erschienen sie zuerst in Schönhausen. Sie haben hier schlimm gewirtschaftet. Den alten Schäfer richteten sie mit Säbelhieben so zu, daß er noch dieselbe Nacht an seinen Wunden starb. Die Herren von der grande nation, die 1870 und 1914 Schwarze und Braune aus Afrika auf uns hetzten und den Engländern ein unrühmliches Beispiel gaben, schrieben sich tief in das Gedächtnis unseres Landvolkes ein. Die Leiden und Mordtaten, die sie in unsere Dörfer trugen, sind bei den Bauern heut noch nicht vergessen. Die

Schönhausener flüchteten in den Trüben; auch Ferdinand von Bismarck brachte seine junge Frau dorthin. Bitterkalte Herbstnächte haben die Flüchtlinge in den Sumpfen verlebt. Ferdinand von Bismarck führte seine Frau dann nach Rathenow, der Garnison seines Regiments, dessen Chef sein Oheim, der Generalleutnant von Bismarck, war, und bei dem sein Vetter von dem anderen Schönhausenschen Gut stand. Dessen ihm im Jahre vorher angetraute Frau, eine geborene von Bredow aus dem Hause Landin — wir hören beim Teufelsberge noch von ihm —, gewährte ihnen freundliche Aufnahme. Die Tochter dieser Karoline Luise Charlotte, geborene von Bredow, ist Hedwig von Bismarck, die Ultersgenossin des Reichskanzlers, die uns lesenswerte Aufzeichnungen hinterlassen hat. Von ihr erfahren wir einiges über dörfliche Sitten, die zu jener Zeit noch lebendig waren, heut aber verschwunden sind, ohne daß wir auch nur entfernt Gleichwertiges an ihre Stelle zu setzen gewußt hätten. Die erschreckende geistige Verödung unserer Dörfer ist ja jedem Freunde deutschen Volkslebens nur zu bekannt. Wir lassen Hedwig von Bismarck selbst sprechen und erinnern uns, daß ihr großer Vetter das alles miterlebte:

„Zu unseren Schönhausener Kinderfreuden gehörte es auch, wenn sich die Kunde verbreitete, daß eine Hochzeit im Dorf sein sollte. Da wurde zuerst die wichtige Angelegenheit verhandelt, ob die Braut zu dem meinem Vater eigenen Teil des Gutes gehörte oder zu dem ‚anderen Hof‘; Onkel Ferdinand hatte noch andere Besitzungen in Pommern und war nicht immer anwesend. Gehörte die Braut nicht zu uns, dann ging uns viel Vergnügen verloren. Im andern Falle war unser Jubel groß, es begann dann die Freude an der Hochzeit schon acht Tage vorher. Die Braut erschien in ihrem besten Staat, einem roten kurzen Friesrock, mit blauen Bändern besetzt, ein schwarzes Samtkäppchen mit langen Bändern auf dem Kopf, ein in Falten gelegtes Tuch um die Schultern, die weißen Hemdärmel aus dem fast ärmellosen Jäckchen herausnehmend, eine weite weiße Schürze vorgebunden und, o Wonne für uns Kinder, mit einem großen Kuchen! Unsere Eltern waren dann beide zugegen, und es entspann sich meist folgende Unterhaltung: mein Vater frug: ‚Na, Lieschen‘ —

oder Trine, wie sie gerade hieß — „du willst nun friegen?“ „Ja, ich dacht' doch so, Herr Rittmeister, und ich wollt' dann bitten, ob de gnädige Herr mi nich de Ehr anduhn wollte, mich in die Kirche zu führen; und für meinen freiersmann wollt' ich die gnädige frau um dieselbe Ehre ansprechen.“

„In der Regel willfahrteten meine Eltern diesem Wunsche der Braut; wir Kinder hatten dann die Freude, daß der Kuchen gleich in Angriff genommen werden konnte. Unsere Gedanken waren natürlich viel bei dem in Aussicht stehenden Fest. . . . Endlich kam der große Tag, dem das Brautpaar wohl kaum erregter entgegenseh als wir. Um Abend vorher wurde alles, was von alten Töpfen im Dorfe übrig war, an den Torweg des Hochzeitshauses geworfen, so daß oft Berge von Scherben davorlagen; Scherben sollten ja Glück bringen. Zur bestimmten Stunde gingen wir in das Hochzeitshaus, wir Schwestern in weißen Kleidern mit Kränzen in den Haaren, meine Mutter in festlichem Staat und mein Vater im Frack mit allen Orden, die er im Kriege erworben hatte. Der Hochzeitzug ordnete sich dann bald. Voran die Musik, unter denen Posaunenbläser nicht fehlten; dann folgten die Brautjungfern, die schwere hellblaue brokatseidene Röcke trugen, welche schon mancher Generation gedient haben mochten. Gestickte Musselinschürzen darüber, das gefaltete Tuch um den Hals, eine bunte Flitterkrone auf dem Kopf über den weit aus der Stirn gelegten Haaren; von der Krone hingen bunte, meist mit Gold durchwirkte Bänder bis zur Taille herab. Es waren oft bis zwanzig junge Mädchen Brautjungfern.

„Nach diesen kamen wir Kinder, blumenstreuend, und dann die Braut, zwischen ihrem und meinem Vater. Sie trug einen schweren schwartzseidenen Brokatrock, in dem schon Urahne und Mutter getraut sein mochten; Schürze und Tuch wie die anderen, die bunte Krone aber mit Myrten durchwunden, daran Bänder, die bis zum Saum des Rockes reichten, vor der Brust einen Strauß mit Rosmarin.¹ Einen ebensolchen, aber mit rotem Band geschmückt,

¹ „Die Germanen widmeten die Pflanze besonders ihrer Holla (im Bismarckland als Frau Harke bekannt. Unm. d. V.), daher erscheint sie bei all den Handlungen, die in den Kultus der Göttin fallen. Noch heute tragen in ein-

trug der Bräutigam, der nun zwischen meiner Mutter und der seinen, wenn sie noch lebte, sonst einer älteren Verwandten, einhergeschritt. Die Brautmutter konnte dem Zuge nicht beiwohnen, da sie im Hause mit den Vorbereitungen zu dem großen Mittagessen zu tun hatte. Nun folgten die Gesellen des Bräutigams und dann alles, was aus Schönhausen und aus anderen Dörfern geladen war.

zellen Gegenden Deutschlands die Paten Rosmarinsträufe an der Brust, in Kärnten auch die zum erstenmal zum Abendmahl Schreitenden, und hier und da erscheint auch wohl das Taufbecken noch mit Rosmarinweigen ausgeschlagen. Auch die Braut trug einst statt der erst im 16. Jahrhundert bei uns heimisch gewordenen Myrte Rosmarin im Haar und in der Brautkrone, und die Hochzeitsgäste waren gleichfalls damit geschmückt.

Kräntz mir mein Haupt mit Rosmarin,
Dieweil ich Braut und Jungfrau bin, —

singt in Mittlers Volksliedersammlung die verunglückte Müllerstochter ... Über Rosmarin ist auch die Todesblume. Dem Herrn Kannitverstan wird nach Ansicht des guten Tuttlingers von allen seinen schönen Blumen vielleicht ein Rosmarin auf die kalte Brust gelegt werden.

Hemmt eure Tränen, streut Rosmarin
Auf diese schöne Leich', — — —

sagt man dem alten Capulet, als er verzweifelt an der vermeintlichen Leiche seiner Julia steht; mit einem Rosmarinsträufchen pflegt man in Kärnten die Leiche mit Weihwasser zu besprengen, und endlich tragen auch die Rosmarinweige in den Händen, die das Menschenkind in den Schoß Hollas zur ewigen Ruhe betten, und werfen sie in das offene Grab. Wie die Alten die Bildsäulen der Karen mit Rosmarin zu bekränzen pflegten, so hat auch bei uns die dunkeläugige Pflanze, die Gesellin des Veilchens, ihren Platz auf den Gräbern. ... Das ist das poesiumwobene Rosmarin, das leider unserem Volke immer fremder zu werden beginnt — früher hatte es auch in dem kleinsten Gärtchen seine Stelle. ... [Die Deutschordensherren in Marienburg hatten einen besonderen Rosmaringarten.] Es war die Lieblingsblume unseres Volkes, das Sinnbild seiner Sitte." (Franz Söhns, Unsere Pflanzen.)

Ein altes Volkslied klagt:

Ich hab' die Nacht geträumet
Wohl einen schweren Traum,
Es wuchs in meinem Garten
Ein Rosmarienbaum.

„Die Frauen trugen Kappen von schwarzer Seide mit steifem Futter, vorn breit in große Falten gelegt, mit weißen, ebenfalls gefälteten Verzierungen, dazu Frisuren, die ziemlich hoch standen, und Röcke von feinem steifen schwarzen Wollstoff, der im täglichen Leben rotem Fries, mit buntem Band besetzt, Platz machte. Die Mädchen trugen ähnliche oder auch gestreifte Röcke, alle Mieder mit bunten Achseln, aus denen die weißen Hemdärmel heraus sahen.“

„Frauen sowohl wie Mädchen hatten bunte, gefaltete Tücher um die Schultern; erstere trugen dazu die Krone, während bei den Mädchen ein silberner Pfeil, um den das Haar gelegt war, den einzigen Schmuck bildete.“

„Die Männer gingen in langen dunklen Röcken; ein Rundkamm, wie ihn jetzt kleine Mädchen tragen, hielt bei den älteren das Haar zurück.“

„In gleicher Folge wie auf dem Hinweg kehrte der Zug ins Hochzeitshaus zurück; hier war alles zum festlichen Schmause bereit. Tische waren in der großen Stube, auf dem Scheunenflur und auf dem Hof hergerichtet. Der Ehrentisch stand in der großen Stube; an diesem saßen neben dem Brautpaar und dessen nächsten Verwandten meine Eltern, wir Geschwister und die Familie des Geistlichen, des alten treuen Pastor Petri.“

„Im heißen Sommer hätten meine Eltern wohl lieber im freien als in der dumpfen Stube getafelt, doch wäre dies ein grober Verstoß gegen die althergebrachte Sitte gewesen; der Ehrenplatz war eben unter dem schügenden Dach des Hauses, das die Braut nun verließ.“

„Nachdem die Musik einen Choral gespielt hatte, wurde Platz genommen. Zuerst wurde Hühnersuppe mit Fleisch und Klößen, in denen große Rosinen nicht fehlen durften, aufgetragen. Dann folgte selbstgebaute Hirse, in Milch gekocht; dazu schritt der Kantor in weißleinener Schürze, in der er gestoßenen Zimt und Zucker hatte, umher und streute davon jedem Gast auf die Hirse. Waren es besonders reiche Leute, so gab es dann noch Fische; jedenfalls aber folgte Schweinebraten. Es wurden zu solchen Hochzeiten oft sechs bis acht Schweine geschlachtet. Wein ward

nur am Ehrentisch getrunken. Mein Vater hielt dann immer eine Rede, in der er das Brautpaar leben ließ. Es wurde noch viel Kuchen aufgetragen, natürlich nicht Torten und Baumkuchen, sondern einfaches Gebäck; und darauf hob man die Tafel auf. Wir gingen nun etwas nach Hause, um auszuruhen, und wurden, wenn das große Zimmer von den Tischen geräumt war, von den Musikanten abgeholt, weil der Tanz begann, den meine Eltern mit dem Brautpaar zu eröffnen hatten. Braut und Brautjungfern trugen jetzt noch den Kirchenstaat; die Braut mußte aber während des ersten Tanzes den schweren Brokatrock abwerfen. Die Brautjungfern haschten danach, und es galt als gewiß, daß diejenige, welche den Rock aufgriff, die nächste Braut sein würde.

„Einen besonderen Stolz setzten die Bauern darein, daß die Braut möglichst viel Röcke übereinander trug; je mehr Röcke, für desto wohlhabender galt sie; bei jedem Tanz fiel einer zur Erde. Der erste stand, wie gesagt, den Brautjungfern zu; nach dem zweiten haschten die Junggesellen, und so abwechselnd, bis die Braut im letzten Rock während des weiteren Festes verblieb. Auch die Brautjungfern legten ihre Staatsgewänder ab; erst dann begann der Tanz recht lebhaft und allgemein, und wir Kinder mischten uns gern unter die Paare. Nur bei der beliebten und oft wiederholten Kußquadrille blieben wir Zuschauer. Es war dies eine Art Kontertanz, bei welchem die zusammenkommenden Tänzer und Tänzerinnen in einer Art chassez-croisez sich begegneten und einander herhaft küßten.

„Nachdem wir noch einige Zeit dem Tanze beigewohnt, kehrten wir, von Eltern und Brautpaar bis zur Hoftür begleitet, unter vielen Dankesagungen nach Hause zurück.

„Das fest selbst dauerte meist mehrere Tage. Die Gäste schließen abwechselnd in Scheunstüren und Bodenkammern, aßen und tranken, was noch da war, besonders viel Kaffee und Kuchen und Bierkaltenschale, die in großen Schüsseln, mit je einem Löffel für alle, bereitstand. Schnaps wurde nie getrunken, und so blieb der Ton immer ein durchaus anständiger.

„Nach den Festtagen zogen endlich die Leute, alle befriedigt und froh, noch große Kuchenpakete mitnehmend, nach Hause,

und ich möchte heute noch sagen: Es war doch eine schöne Zeit damals!"

Bismarck's Vater war in den Besitz der Güter Kniephof, Külz und Jarchelin im pommerschen Kreise Naugard gekommen. Das ist der Grund, daß Otto nicht seine gesamte Jugendzeit in Schönhausen verlebte. Er war aber doch oft und lange da, der Herkules im Park trägt die unverwischbaren Spuren seines Übermutes.

Im Frühjahr 1845 brachen bei Schönhausen die Elbdämme, so daß das ganze Land von Tangermünde bis Rathenow unter Wasser stand. Im Herbst desselben Jahres starb Bismarck's Vater. Otto übernahm das Gut Schönhausen. Das größere, bisher seinen Verwandten gehörige, war in fremde Hände übergegangen. Nach dem französischen Kriege ward es vom deutschen Volk zurückgekauft und dem nunmehrigen Fürsten übergeben. Man wählte ihn noch im Winter 1845/46 zum Deichhauptmann für die Strecke von Jerichow bis Sandau. Der letzte Durchbruch hatte gezeigt, wie wichtig die Aufgabe für seine Heimat war. Wohl fließt die Elbe zu gewöhnlichen Zeiten ruhig und ohne Gefahr für das Land dahin; doch wenn das Eis im Winter sich staut oder rasche Schneeschmelze in den Bergen eintritt, heißt es achten, daß die Dämme nicht brechen. Wer die Überschwemmung im Februar 1909 sah, wird sie nicht vergessen; da staunten wir über die Riesenkräfte dieses Stromes.

So sind wir schon wieder an der Elbe. Von links her grüßt das Dorf Hämerten, dessen alte romanische Kirche uns zur Besichtigung einlädt. Über der Vierung erhebt sich ein achteckiger Turm. Man hat diesen Ort als eine Gründung der Niederländer angesprochen. Mit dieser Annahme verträgt sich aber kaum, daß er 1160, also doch wenige Jahre nach dem Einzug der freien Niederländer, im Besitz des Ludgeriklosters in Helmstedt ist. Sonst aber sind die Niederländer an der Besiedlung des ganzen Landstriches stark beteiligt gewesen. Unter Niederländern hat man sowohl die Holländer als auch die Flandern zu verstehen; dabei ist zu beachten, daß zur Grafschaft Flandern das Gebiet bis zur Somme gehörte, das die durch ihre ganze

Geschichte eroberungssüchtigen franzosen erst später den Vlamen abnahmen. Aus den Nordprovinzen des heutigen frankreich, deren deutsche Bevölkerung verfranscht wurde, kamen also viele Ansiedler in das Gebiet an Elbe und Havel. Der zeitgenössische Chronist Pfarrer Helmold in Bosau am Plöner See berichtet:

„Um diese Zeit besaß das östliche Slawenland Markgraf Albrecht, mit dem Beinamen der Bär, und diesem glückte es durch Gottes Beistand außerordentlich, die Grenzen seines Gebietes zu erweitern. Er brachte nämlich das ganze Land der Brizaner und Stoderaner und vieler Völkerschaften, die an der Havel und Elbe wohnen, unter seine Herrschaft und hielt die Aufständischen unter ihnen im Zaum. Zuletzt, als die slawische Bevölkerung allmählich mehr zusammenschmolz, schickte er nach Utrecht und in die Rheingegenden, ferner auch zu den am Meere wohnenden und durch Meeresfluten heimgesuchten Holländern, Seeländern, Flandern und zog von ihnen eine überaus große Menge Volks herbei, dem er in den slawischen Städten und Ortschaften Wohnsitze anwies. Besonders gefördert wurden ungemein durch die Ankunft der Ansiedler die Bistümer Brandenburg und Havelberg dadurch, daß die Kirchen sich mehrten und der Ertrag der Zehnten gewaltig anwuchs. Aber auch das südliche Elbufer begannen die holländischen Unkömmlinge gleichzeitig zu bebauen, nämlich von der Stadt Salzwedel an alles Sumpf- und Ackerland, das sogenannte Balsamer- und Marscinerland; ebenso besaßen die Holländer sehr viele Städte und Ortschaften bis zum Böhmerwalde hin. Diese Gegenden sollen früher, zur Zeit der Ottonen, Sachsen bewohnt haben, wie man dies an den alten Deichen sehen kann, welche an den Elbufern in dem sumpfigen Balsamerlande aufgeführt waren; als aber nachher die Slawen die Oberhand gewannen, wurden die Sachsen erschlagen und das Land von den Slawen bis in unsere Zeit behauptet. Jetzt aber sind, weil Gott unserem Herzoge (Heinrich dem Löwen) und den anderen Fürsten Heil und Sieg reichlich verliehen hat, die Slawen überall vernichtet und vertrieben; von den Küsten des Ozeans sind kräftige und zahllose Völkerschaften herbeigezogen, haben das Gebiet der Slawen in Besitz genommen, Städte und Kirchen

erbaut und an Wohlstand über alle Berechnung hinaus zu genommen.“

Zweifellos hat Helmold hier den Anteil der Sachsen und Franken an der Besiedlung zu Unrecht übergangen; aber zweifellos haben jene heut vom Deutschen Reich losgetrennten Stämme hervorragenden Anteil an der Begründung seines Stammlandes. Wichtig ist, daß er sagt, die Slawen seien in diesem Lande überall vernichtet und vertrieben. Als Kaiser Konrad 1150 auf dem Hoftag zu Würzburg dem Bischof Unselm die Ansetzung von Siedlern im Bistum Havelberg gestattet, sagt er, daß bei weitem die meisten Güter des Hochstiftes wüst und ohne Bevölkerung wären. Die so gern ins Treffen geführte Behauptung, daß im Stammland Preußen-Deutschlands der slawische Bluteinschlag beträchtlich sei, erscheint neben anderen Gründen auch nach diesen Zeugnissen hinfällig. Wie groß aber der Anteil der Niederländer an der Besiedlung der Mark ist, geht aus einer Urkunde des Abtes Arnold von Ballenstedt vom Jahre 1159 hervor, daß in den Landen des Markgrafen Albrecht das flämische Recht gelte. In diesen Tagen, da die Flamen wieder zum deutschen Volkstum kommen sollen, darf man auf diese alte Verbindung zwischen Flandern und der Mark wohl hinweisen.

Westlich von Hämerten liegt Stendal. Von welcher Seite her sich der Reisende auch dem Ort nähern mag, immer werden die zahlreichen alten Türme seine Aufmerksamkeit erregen. Da sind inmitten der Stadt die prachtvoll aufstrebenden Türme von Sankt Marien, nicht fern die etwas schlankeren Türme des Domes, weiterhin der Turm von Sankt Petri und nach der anderen Seite der von Sankt Jakobi. Und wenn wir dann auf dem Kornmarkt stehen, vor uns das alte Rathaus und hinter ihm die hohen Türme von Sankt Marien, der einstigen Ratskirche, vor der Gerichtslaube der Roland, dann ahnen wir wohl die einstige Bedeutung dieser Stadt, die im Mittelalter zu den größten in Deutschland zählte. Dann erinnern wir uns, daß die Bismarcks zu den führenden Geschlechtern in Stendal gehörten. Zweifellos sind die Bismarcks ein altes germanisches Edelingsgeschlecht; woher sie nach Stendal gekommen sind, weiß man aber nicht. Man vermutet, daß sie

ihren Namen von dem etwa drei Meilen von Stendal gelegenen altmärkischen Städtchen Bismarck führen, dessen Namen man als „Biscopesmark“ = Bischofsmark deutet, daß die Bismarcks hier also für den Bischof die Verwaltung führten. Stendal wuchs aus mehreren Ortschaften zusammen; der nördliche Teil ist das alte Dorf Steinedal, das schon zu Anfang des elften Jahrhunderts in einer Stiftungsurkunde des Bischofs Bernward von Hildesheim erwähnt wird. In diesem Steinedal, dessen Hauptstraße als das Alte Dorf noch heute vom Ünglinger Tor in die Stadt führt, war der Sitz der Bismarcks. Um 1160 wurde Stendal von Albrecht dem Bären zur Stadt erhoben. Gerade hier ist deutlich zu sehen, wie eine alte Stadt entstand, wenn natürlich auch die Vorgänge in vielen Fällen wieder anders waren.

Zwischen Tangermünde und dem Dorfe Hämerten zweigte sich einst von der Elbe ein Arm ab, der dann mit den Gewässern der Milde, Biese und Aland wieder dem einst ganz gewaltigen Hauptstrom zufloß. Dieser Arm nahm von Westen die Uchte auf. Um die wichtige Übergangsstelle gegen die nahen Slawen zu schützen, wurde hier frühzeitig von den Deutschen eine Burg angelegt. In deren Schutz siedelten sich die Männer und Dienstleute an. Die Hauptstraße dieser Siedlung haben wir im Schadewachten. Ein Geschlecht von Schadewachten spielt hernach mit den Bismarcks eine Rolle in Stendal. Jenseit der Uchteniederung lag nun das Dorf Steinedal; die sumpfigen Flächen an dem Flüßchen waren frei. Der dauernde Wasserstand hat in Deutschland in geschichtlichen Zeiten im Laufe der Jahrhunderte ganz bedeutend geschwankt. Veränderungen in den Flussgebieten haben wohl einen großen Einfluß geübt. So gibt es im Havelland Gebiete, in welchen das Wasser im zwölften Jahrhundert mindestens einen Meter höher stand als fünfhundert Jahre vorher. In der Uchteniederung mag zu jener Zeit der Wasserspiegel gesunken sein, vielleicht infolge von Entwässerungsarbeiten, welche die einwandernden Niederländer vornahmen. Um 1160 wurde jedenfalls an der Uchte eine Kaufmannsstadt angelegt, deren Mittelpunkt der Kornmarkt wurde. Das Dorf Steinedal mit der Jakobikirche und die Burg mit der Siedlung Schade-

wachten wurden in die neue Stadt einbezogen, die dadurch einen ungewöhnlich großen Umfang erhielt. Wir wissen, daß noch lange große Gärten in der Stadt waren; man hatte also innerhalb der Befestigung Raum, sich auszudehnen. Als Gustav Adolf später hier war, rühmte er wohl die Anlage der Stadt, meinte aber, er würde sie wegen der Ausdehnung der Mauern mit all seinem Kriegsvolk nicht halten können.

Im Jahre 1188 entstand das Domstift. Albrechts des Bären Enkel Markgraf Otto II. und Graf Heinrich von Gardelen gen hatten in der Altmark ein eigenes Bistum mit dem Sitz in Stendal errichten wollen. Wohl an dem Widerstand der Bischöfe, deren Sprengel in die Altmark hineinreichten, scheiterte der Plan. So blieb es bei einem Domstift, das unmittelbar dem Papste unterstand. Ihm verdankt Stendal seinen prächtigen Dom, es trug wohl auch zum ersten Aufschwung der jungen Stadt namhaft bei, führte sie aber später, als der Rat eine eigene Schule gründete, in die schwersten Wirren. Ich kann es mir versagen, hier aus der großen Zeit der Stadt weitere Schilderungen zu geben — in meiner Erzählung „Der von Bismarck“ habe ich ein Bild von jenen glanzvollen Tagen zu zeichnen gesucht.

Wenige Jahrzehnte nach der Begründung der Stadt hören wir von dem ersten Bismarck, Herbord, der etwa von 1200 bis 1280 lebte. Ob die Bismarcks Ritter waren, die mit Husen in dem Dorfe Steinedal belehnt waren, das läßt sich nur vermuten. Jedenfalls war ihr Einfluß in dem neuen Gemeinwesen groß. Herbord hatte drei Söhne, Heyno, franko, Willeko. Von beiden letzteren hören wir nichts mehr. Heynos ältester Sohn war Rule von Bismarck, der mit Margarete von Portiz vermählt war. Durch sie war er mit Dietrich Hagelwit verwandt, einem Stendaler Kind, über dessen Schweinsohrengericht im Kloster Lehnin uns Willibald Alexis voller Laune erzählt. Dietrich Hagelwit war hernach Erzbischof von Magdeburg. Rules ältester Sohn war Klaus, der Freund und Berater des Markgrafen Ludwig von Bayern. In den Kämpfen der Zünfte gegen die Geschlechter bewährte er sich als ein ganzer Mann. Schließlich unterlagen die Geschlechter den mit dem Klerus vereinten

Zünften. Klaus von Bismarck mußte aus der Stadt seiner Väter weichen. Das mag ihm hart gewesen sein. Gerade dadurch aber wurden die Bismarcks berufen, sich in größere Aufgaben einzuleben. Am 15. Juni 1345 belehnte ihn sein Landesherr Markgraf Ludwig mit dem Schlosse Burgstall, das an der Grenze gegen das Erzbistum Magdeburg lag. Von dessen Angriffen gegen die Mark Brandenburg hören wir auch aus der Geschichte der Grenzstadt Rathenow. Irrtümlich meint wohl eine Inschrift im Schloß zu Schönhausen: „Ist man daherr genöthigt, Clausen den älteren, so in dem dreizehnten saeculo gelebet, vor einen Stammvater hierher zu setzen.“ In Wirklichkeit waren die Bismarcks sicher von Haus aus ein ritterbürtiges Geschlecht, nun aber kommen sie unter die Schloßgesessenen der Altmark. Des Klaus von Bismarck ganzes Wirken war den öffentlichen Dingen zugewandt, er ist stets im Dienste seines Vaterlandes zu finden. Er war der erste seines Geschlechts, der in dem Dienste eines Zollern stand. Als Ludwig im Jahre 1346 seinem Vater, dem Kaiser, nach Italien folgen wollte, bestellte er für diese Zeit den Nürnberger Burggrafen Johann II. von Zollern zum Statthalter in der Mark. Ihm war Klaus von Bismarck ein getreuer Ratgeber. Der Enkel dieses Zollern war Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg. Dieses litt damals schwer unter den Wirren der Zeit. Der Schwarze Tod ging im Lande um, und der falsche Waldemar teilte die Mark in zwei Lager. Er hätte wohl niemals solchen Unhang gefunden, wäre nicht die bayrische Miszwirtschaft so groß gewesen. Ludwig liebte das Land nicht und trug wenig landesherrliche Sorge. Als im Jahre 1351 sein Bruder Ludwig der Römer das Land übernahm, wandte sich Klaus von Bismarck von den Bayern ab. Sein Vetter, Erzbischof Kigelwit von Magdeburg, ernannte ihn zum Hauptmann im Erzstift. Als am 22. Oktober 1363 der Magdeburger Dom eingeweiht wurde, zeichnete er die Urkunde gegen. Nach dem Tode Dietrichs aber wandte er sich wieder von Magdeburg ab. Das Erzstift unterstützte Karl IV., der seine Hand nach der Mark streckte. Die Krämerpolitik dieses welsch erzogenen Kaisers, an dem sich das flämische Sprichwort „Was walsch ist, falsch ist“ bewährte, war

dem ritterlichen Manne in der Seele zuwider. Er streckte dem Markgrafen Otto, der 1365 Ludwig dem Römer gefolgt war, eine bedeutende Summe zur Ausrüstung eines Heeres gegen Karl IV. vor. Zum Dank ernannte ihn Otto zum markgräflichen Hofmeister. In der seinem Gegner gewidmeten Gruppe der Siegesallee in Berlin finden wir des Klaus von Bismarck Büste; als gepanzerter Ritter, die linke Hand auf seinen Wappenschild gestützt, in der Rechten den Hofmeisterstab: so schaut er aus dem Kettenhelm hervor. Als Otto die Mark an Karl IV. im Jahre 1373 abtrat, zog Klaus sich von den Geschäften des Landes zurück. Karl IV. baute Tangermünde aus und erwählte es zu seinem Sitz neben Prag. Er ward dadurch der Nachbar des Bismarck. Diesen finden wir dann wenige Jahre später wieder in Stendal, mit dessen Bürgerschaft er sich längst ausgesöhnt hatte. Um für sein Seelenheil zu sorgen, erbaute er vor dem Ünglinger Tore das Hospital zu Sankt Gertrud, das arme, heimatlose Kranke aufzunehmen, pflegen und beköstigen sollte. Die heilige Gertrud kennen viele von der Gertraudtenbrücke in Berlin. Sie war die Tochter des fränkischen Majordomus Pippin von Landen (zwischen Lüttich und Thienen gelegen) und starb 659 als Äbtissin des Klosters zu Nyvel. Auf sie ging die Erinnerung an die Göttin freyja über, sie ward die Schutzheilige der Reisenden. Es war bei den Germanen wie bei den stammesverwandten Griechen üblich, das Gedenken (die Minne) der Götter durch einen Trunk zu ehren. So erhielt sich in den Niederlanden die Sankt Gärteminne (Gertrudsminne) bis in das späte Mittelalter. Noch heute steht das Hospital zu Sankt Gertrud und hält das Gedenken an Klaus von Bismarck wach.

Rolle von Bismarck war einst im Bann gestorben, weil er die städtische Schule nicht aufgeben wollte. Auch über seinen Sohn Klaus erging der Bannstrahl. Die vornehmsten Geschlechter der Altmark hielten sich von Karl IV. fühl zurück. Das verdroß den eitlen, främerhaften Mann nicht wenig; er veranlaßte den Papst, seinen Fluch über alle ergehen zu lassen, denen die Bayern immer noch lieber gewesen als der verwelschte Lützelburger. Auch Klaus von Bismarck ward betroffen. Er mußte eine ansehnliche Summe



Phot. Wilhelm Körde, Bütz, Apelmat.

Rathaus in Tangermünde.



Phot. Wilhelm Körde, Bütz, Apelmat.

Stendal, Marienkirche und Rathaus.



Phot. Wilhelm Kogde, Busch Aplanar.

Das Bismarck'sche Schloß in Schönhausen.



Phot. Wilhelm Kogde, Busch Anastigmat.

Stendal, Domfriedhof.

zahlen, um die Aufhebung des Bannes zu erreichen. Das geschah am 8. März 1376. Als er im August des folgenden Jahres starb, hinterließ er außer einem Hof in Magdeburg und der Besitzung Burgstall fünfzig Güter. Sein Sohn Klaus saß fortan als Herr auf Burgstall, die anderen beiden Söhne blieben in Stendal, wo sie als Mitglieder der Gewandschneider-Gilde aufgeführt werden. Diese war noch immer die Gilde der Vornehmen gegenüber der Tuchmacherzunft, die den Gewandschneidern die Ware zum Handel lieferten. Und doch war die Gilde mehr als eine Vereinigung von Berufsgenossen. Ihr gehörten in Stendal wie anderwärts Ritter und Geistliche neben den vornehmen Kaufleuten an. Hören wir, was der treffliche Geschichtschreiber von Stendal, Dr. Ludwig Göze, sagt:

„Für das innere Leben der deutschen Städte des Mittelalters sind die Gilden von höchster Bedeutung gewesen. Jetzt versteht man darunter nach dem Vorgange des späteren Mittelalters gewöhnlich die Gewerks-Innungen; aber das sind nicht die eigentlichen Gilden, sondern nur Nachahmungen derselben. Der Ursprung der eigentlichen Gilden reicht in die graueste Vorzeit zurück, wo noch ein großer Teil unseres Volkes dem Heidentum¹ ergeben war.

„Als durch die großen weltgeschichtlichen Ereignisse des früheren Mittelalters die alten Familienverbände gelockert und zerrissen wurden, da bildeten sich Einigungen anderer Art, durch welche man die gleichen Vorteile und Annehmlichkeiten zu erwerben hoffte. An die Stelle der angeborenen Pflicht trat fortan der freiwillige Entschluß, an die Stelle der Blutsverwandtschaft die Herzensverwandtschaft. Darum hatten die Glieder dieser Vereinigungen dieselben Rechte und Pflichten auszuüben, welche sonst den leiblichen Verwandten obgelegen hatten: die Genossen betrachteten sich

¹ Unm. d. Verf. Heute spricht man nicht mehr gern vom Heidentum, sondern besser vom Wodansglauben der Germanen. Es lagen in diesem so tiefe sittliche Werte, eine solche Erhabenheit der Weltanschauung, daß man ihn nicht etwa mit dem Heidentum eines Papuanegers vergleichen kann. Es hat hernach auch kein Volk das Christentum so tief zu erfassen gewußt wie die Germanen, weil es eine reichere Seele als die anderen mitbrachte und viele Werte des Christentums schon voraus geprägt hatte.

als Brüder und nannten sich Brüder. Ein feierlicher Eid knüpfte sie aneinander; er enthielt namentlich auch die Verpflichtung, daß ein Bruder dem anderen in jeglicher Not und Gefahr beizustehen habe. Da aber diese freien Vereinigungen jetzt die Stelle der alten Familienverbände vertraten, so sollten sie auch alle Familienmitglieder umfassen; darum wurden namentlich auch Frauen als Mitglieder betrachtet und als Schwestern bezeichnet.

„Doch nicht bloß gegenseitigen Schutz, sondern auch geselliges Zusammenleben bezeichneten diese Vereinigungen. Das bedeutet schon der Name, den man ihnen beilegte; denn man nannte sie Gilden (Gulde). Das Wort bedeutet ursprünglich einen Beitrag zu einer gemeinsamen Leistung und danach eine Gesellschaft, welche sich zu gemeinsamen Leistungen verbunden hat. Und gemeinsam waren ja die Leistungen der Gildebrüder alle, gemeinsam namentlich bis in die späteste Zeit die Beiträge zu den geselligen Zusammenkünften. Das Wort bezeichnete auch, wenigstens bei den Angelsachsen, ein Opferfest, weil auch hierzu gemeinsame Beiträge aufgebracht wurden; und in der Tat waren die Gilden auch für diese Seite nationalen Lebens von Bedeutung, weil sie fortan die großen nationalen Feste feierten, die früher im Kreise der Familienverbände gefeiert worden waren. Darum verboten die christlichen Priester die Gelage zu Ehren der Dämonen, die Diabolegilde (Teufelsgilde).

„Auch die Gerichtsverhandlungen unter Gildebrüdern nahmen die Gilden selbst in die Hand, und sie ‚hegten das Ding‘, d. h. sie hielten Gericht, zu althergebrachter Zeit und nach althergebrachter Weise. Die deutschen Gerichte sollten stattfinden bei scheinender Sonne; darum begann man vormittags, um bei Tage zu Ende zu kommen. Die Gilden behielten dies bei; darum empfingen ihre Versammlungen später den Namen Morgensprachen. Die Eröffnung des Gerichts erfolgte unter bestimmten feierlichen Formeln, welche ebenfalls beibehalten wurden.

„Bei den Opfermahlten der heidnischen Zeit gab es auch feierliche Trankopfer, die in einer bestimmten Ordnung folgten und einen wesentlichen Teil der Feier bildeten. Auch dies wurde beibehalten und bildete später, wo man die Bedeutung der Trink-

ordnung längst vergessen hatte, einen bedeutenden Teil der Gildefeier.

„Als die Deutschen allmählich in umschlossenen Städten zu wohnen begannen, übertrugen sich die Verhältnisse der Gilden auch hierher. Auch innerhalb der Ringmauern bildete sich eine geschworene Genossenschaft oder Bruderschaft, eine Stadtgilde oder Brudergilde, welcher alle diejenigen angehörten, welche Erbgut, also freies Eigentum, besaßen; denn auch die ursprüngliche Gilde hatte nur freie Leute umfaßt. Noch besitzen wir mehrere Statuten solcher Schutzbilden, namentlich aus nordischen Städten, z. B. Ringsted auf Seeland, Malmö und Skander in Schweden usw. Ihr wesentlicher Inhalt ist folgender:

„Die Genossen betrachten und bezeichnen sich als Brüder, die Frauen als Schwestern. Sie sind verpflichtet zum gegenseitigen Schutz, namentlich gegen die Gewalt der Großen; aber auch zur Hilfe in jeder Not, Schiffbruch, Feuer, Krieg, Krankheit, wobei zugleich angegeben wird, wieviel ein Bruder für den anderen an Geld und Gut opfern will. Da sie einander gegen die Angriffe anderer zu verteidigen bereit waren, so verstand es sich von selbst, daß sie einander nicht schädigten an Gut oder Ehre; daß also auch Beleidigungen und Beschädigungen der Gildebrüder verpönt waren. Sie verpflichteten sich zum Gehorsam gegen die Gesetze und zur Ehrerbietung gegen die Kirche. Sie stellten sich also unter den Schutz eines besonderen Heiligen, dessen Altar sie ausstatteten, so wie man zur heidnischen Zeit vorzugsweise dem Schutze eines Gottes sich anbefohlen hatte. Ihre innere Organisation war ganz wie in alter Zeit. An der Spitze stand ein Vorsteher, welcher meist jährlich neu gewählt wurde. Er hieß Major, Präpositus, Aldermann, Senior, Schaffer, Meister oder ähnlich. Zur Unterstützung wählte er sich zwei Assistenten. Dieser Vorstand leitete die Versammlung der Brüder. Bei Gelagen erhielten zwei Brüder (Giarthemen) die Bestimmung, für Essen und Trinken zu sorgen. Das Haupfest war das des Schutzheiligen; da begann zugleich das Rechnungsjahr. Außerdem versammelten sich die Brüder regelmäßig viermal jährlich oder öfter zu verschiedenen Zeiten, um wichtige Angelegenheiten zu beraten.

Sie begingen namentlich auch den Todestag eines verstorbenen Gildebruders. An dem Gelage des Hauptfestes nahmen auch die Gildeschwestern teil. — Zur Aufnahme in die Gilde war die Anmeldung durch einen Gildebruder erforderlich, der zugleich für die Würdigkeit des Aufzunehmenden bürgte. Hatte die Bruderschaft zugestimmt, so wurde der Aufzunehmende hereingeführt, musste mit der Hand irgendeinen bedeutsamen Gegenstand berühren, Treue und Brüderlichkeit schwören und seinen Beitrag in die Bruderschaftskasse niederlegen. Auch einzelne Gildeschwestern wurden aufgenommen. Den Söhnen der Brüder war der Zutritt sehr erleichtert, schon deshalb, weil ihre freie Geburt notorisch war. Sie wurden schon aufgenommen, wenn sie noch unter väterlicher Gewalt standen, und zahlten weniger Gebühren. Bei den Gildeversammlungen mussten auch die Bußen gezahlt werden, welche wegen Verletzung der Statuten, Beleidigung von Gildebrüdern usw. verhängt waren. Sie flossen in die gemeinsame Kasse; denn auch die Kränkung des einzelnen galt als eine Verletzung der Gesamtheit.

„Solche Schutzbünden finden wir auch in Deutschland in sehr vielen Städten. Ihre ältesten Urkunden entstammen meist dem 13. Jahrhundert, doch mit deutlichen Zeichen oder direkten An- deutungen, daß es ältere Einrichtungen seien, die man jetzt erst schriftlich fixiert habe. Vorher waren sie Gewohnheitsrecht gewesen und mündlich fortgepflanzt worden; jetzt wurden sie schriftlich abgefaßt und durch Bestätigung des Kaisers oder anderer Landesherren sanktioniert. — Auch bei der Stendaler Gilde werden wir viele Anklänge an die Einrichtungen jener dänischen und schwedischen Gilde finden, obgleich an eine Übertragung von dort nach der Altmark nicht zu denken ist.“

Der Schutzhilige der Stendaler Gilde war Sankt Martin, dessen Gestalt man in der prachtvollen holzgeschnittenen Wand vom Jahre 1462 sieht, welche die ehemalige Gildestube schmückt. Dem heiligen Martin hat die Gilde im Jahre 1288 einen Altar in der Marienkirche gestiftet. An diesem hatte der dazu bestellte Priester täglich eine Messe zu lesen; am Montag und Mittwoch galt die Messe besonders den verstorbenen Gildebrüdern, deren

Andenken der Priester vor allem Volk erneuerte. Jährlich hatte er mit einem zweiten Priester und vier Chorschülern nach Anzündung von vier zweipfündigen Wachskerzen mit Vigilien und Frühmessen ein feierliches Totenamt für die abgeschiedenen Gildebrüder zu halten.

Ein Stendaler Gildefest habe ich in meiner schon erwähnten Erzählung „Der von Bismarck“ geschildert. Die Gilde griff tief in das Leben der Stadt ein. Wurde doch bis 1344, dem Jahre der Umwälzung, kaum ein Ratmann oder Schöppen gewählt, der nicht der Gilde, ja in dieser noch zumeist den alten Geschlechtern angehörte. In alter Zeit, als man noch Wert auf die Reinhaltung des Blutes legte, hatte das seinen guten Grund.

Die schon genannte Gildestube liegt in dem Südflügel des Rathauses, der aus rotem Backstein aufgeführt ist. Nach dem Markte zu liegt in diesem Flügel die alte Gerichtslaube, vor welcher der Roland steht, der auf seiner Rückseite den Eulenspiegel trägt, der nach der Sage auch in Stendal sein Wesen getrieben hat. Die Bedeutung der Rolanden, deren wir in unserem Gebiete drei haben — in Stendal, in Brandenburg und in Buch bei Tangermünde —, ist umstritten. Gewiß gehört der Roland zu unseren Rechtsaltertümern. Wie man einst an der Thingstätte Schwert und Schild an einen Baum oder Pfahl hängte, so trägt nun der Roland, ursprünglich eine Holzfigur, die man erst später in Stein erneuerte, Schwert und Schild. Der Name Roland will erinnern an Ruotland, Rechtsland. Tatsächlich ward in Stendal an dieser Stätte Recht gesprochen, wie uns die Gerichtslaube zeigt. Nach einer Stendaler Sage dreht der Roland sich zuweilen des Nachts auf seinem Fußgestell um. Manchmal aber steigt er auch herab und wandelt durch die Straßen. Es hat ihm dann aber noch keiner standgehalten.

Im Ostwestflügel des Rathauses, einem Putzbau, befindet sich die Ratsstube mit einem schönen Sterngewölbe. Die Rippen laufen in einem Schlussstein zusammen, welcher das Bild eines Bischofs trägt. Es soll Dietrich Kigelwit sein. Vor der Ratsstube hing einst eine Tafel, welche die Inschrift trug:

Hastu Gewalt, so richte recht,
 Gott ist dein Herr und du sein Knecht.
 Verlaß dich nicht auf dein Gewalt,
 Dein Leben ist hier bald geßalt.
 Wie du vor hast gerichtet mich,
 Also wird Gott auch richten dich.
 Hier hastu gerichtet ein kleine Zeit,
 Dort wirstu gerichtet in Ewigkeit.
 Richt aber nicht nach der ersten Klag,
 Höre vor recht, was der andere sag.
 Und erfar die Sache gar eben.
 Darnach soltu ein Urtel geben,
 Wie dich Gott geboten und gelernet hat,
 Und in Kaiserlich Recht geschrieben stat.
 Veritas die ist ganz und gar todt,
 Justitia leidet große Noth,
 Fallacia ist geboren,
 Fides hat den Streit verloren.

Eigener Nutz, heimlicher Haß und Junger Leute Rath
 Verderbet manche gute Stadt. 1581.

Im Rathaus befindet sich das Bismarck-Archiv, das wertvolle Schätze enthält. Unser Schritt wendet sich zur Marienkirche, deren Türme gewaltig vor unseren Augen aufsteigen. Sie sind von seltener Schönheit der Gliederung. Das feine Zierwerk und die beide Türme verbindende Brücke mit dem Türmchen darauf sind schon eine Augenweide.

An einem Pfeiler in der Marienkirche hängt ein fisch, der vor unnützen Kinderhänden allerdings stark aufwärts stieg. Er zeigte einst an, bis zu welcher Höhe im Jahre 1425 in Stendal das Wasser reichte, als die Elbe den Deich durchbrochen hatte. Wir sprachen schon davon, daß die Stadt dort liegt, wo ein einst von Hämerten kommender Seitenarm der Elbe die Uchte aufnahm. Durch diesen alten Arm kam das Wasser herein.

Ein schöner holzgeschnitzter Altar aus der Zeit von 1470 oder 1480 schmückt die Kirche. Die Altmark birgt eine ganze

Reihe derartiger Altäre, deren schönste in Sankt Marien zu Salzwedel und in Sankt Johannis zu Werben sind. Sankt Marien zu Stendal trägt ebenso wie Sankt Jakobi schöne Glocken, die 1490 von Meister Gerhard de Wou von Kampen gegossen wurden. Viel Freude wird der Beschauer auch über die Wasserspeier haben, die er am Chor von Sankt Marien findet.

Rathaus und Marienkirche schließen sich architektonisch zu einer Anlage zusammen. Wer ruhig vor ihnen steht und diese Größe, Fülle und Ausgeglichenheit betrachtet, muß erkennen, es war ein reiches, stolzes, selbstsicheres, festgegründetes Geschlecht, das solche Werke schaffen konnte. Der Eindruck wird verstärkt durch die beiden erhaltenen Torbauten, von denen das Ünglinger Tor als das reichere zu den schönsten in ganz Niederdeutschland gehört. Der Erbauer kann kein anderer als Meister Stephan Buxtehude gewesen sein, der auch das Elbtor in Werben geschaffen hat und in einem Schreiben an den Zerbster Rat sich auf die Bauten beruft, die er in Stendal, Tangermünde, Werben, Berlin und Brandenburg aufgeführt habe. Die Ähnlichkeit der Bauformen zwischen dem Ünglinger und Tangermünder Tor in Stendal und dem Elbtor in Werben sowie dem Neustädter Tor in Tangermünde springt in die Augen. So müssen wir in Stephan Buxtehude einen der besten Baukünstler des 15. Jahrhunderts erblicken, und es lohnt sich wohl, seinen Namen zu bewahren.

Die Toranlagen waren einst noch reicher als jetzt, wo man die Hauptbauten eines Teils ihrer Schönheit entkleidet hat, indem man ihnen die Nebenbauten nahm. Das Neustädter Tor in Tangermünde gibt uns ein Bild, wie es auch hier einst war. Wenn man zum Tangermünder Tor Stendals hineinkam, so sah man auf dem äußeren Wall linkerhand einen Rundturm, der aber die Höhe des inneren Turmes nicht erreichte. Der Weg zum inneren Tor wurde durch hohe Flügelmauern gesäumt. Aus den Stadtmauern links und rechts der Tore erhoben sich Weichhäuser und Warttürme, von denen nur der runde Pulverturm unweit des Landratsamtes geblieben ist. Dem Alten Gleichwertiges hat auch hier die neue Zeit nicht zu errichten gewußt; wenn einst das ge-

plante Bismarckhaus von O. Rieß gebaut sein wird, darf das heutige Geschlecht vielleicht an die Seite des alten treten, ohne zu erröten; dann hat es alte Güter nicht mehr vergeudet, sondern vermehrt.

Die Gründung der Stadt Stendal hatte sich als eine glückliche bewährt. Es lag an der Kreuzung zweier wichtiger Handelsstraßen, deren eine von Magdeburg nach Lüneburg-Bardowieck, deren andere von Brandenburg-Tangermünde über Salzwedel nach Bremen führte. Das mußte viel Verkehr in die Stadt bringen und mußte der Ausfuhr günstig sein. Tuch, das in der Stadt gewebt, und Getreide, das in der fruchtbaren Altmark gebaut wurde, wurden hier stark gehandelt. Es war im 12. Jahrhundert eine überaus starke Bewegung unter der Bevölkerung Deutschlands. Es geschah der Vorstoß der deutschen Siedler über die Elbe, der uns einen ausgedehnten Volksboden neu gewann, dem wir einen gleichen Vorstoß weiter nach Osten im 20. Jahrhundert an die Seite stellen möchten, um endlich das deutsche Volkstum vor ruchlosen Angriffen vollkommen zu sichern. Der Handel dehnte sich aus und brachte Reichtum in die Städte, der bei der festgefügten Ordnung und Gliederung unseres Volkes damals nicht die Gefahren in sich trug wie heute, sondern das Entstehen einer unvergleichlichen künstlerischen Kultur ermöglichte, der wir heute auch nicht entfernt etwas Ähnliches an die Seite zu setzen haben.

Magdeburg stand in regem Schiffahrtsverkehr mit Hamburg. Kaiser Lothar ermäßigte 1136 der Magdeburger Kaufmannschaft die Elbzölle bei Elbei, dem heute wüsten Mellingen (oberhalb Tangermünde) und Tangermünde. Albrecht, der neue Graf in der Nordmark, hatte die Ermäßigung beantragt. Schon ein Jahrzehnt zuvor waren siebzehn Städte Flanderns, das, ehe die Franzosen in ihrer alten Unbekümmertheit es uns raubten und großenteils verwelschten, südwärts bis Bapaume reichte, zur flämischen Hansa zusammengetreten. Schleswig war schon eine so bedeutende Stadt, daß der arabische Schriftsteller Edrisi es zu jener Zeit erwähnt. Die deutschen Kaufleute aus Soest, Dortmund, Münster, Salzwedel, Bardowieck, Bremen und Groningen gingen

von Schleswig aus nach Wisby auf Gothland; ja, sie gingen bis nach Naugard (Nowgorod) tief in Russland. Die berühmten Korssunschen Türen an der Sophienkathedrale daselbst sind 1152 bis 1156 von einem Magdeburger Künstler gefertigt. Unter dem Schutz Heinrichs des Löwen, der Bardowieck zerstörte, blühte Lübeck auf. Rostock wurde den Wenden abgenommen und zu einer deutschen Stadt, Livland wurde erschlossen, Riga als deutscher Vorposten gegründet. Es war eben ein Geschlecht der Tat damals, das sich nicht vor etlichen Schwierigkeiten fürchtete. Überall im Osten keimte und blühte neues deutsches Leben, da blühte auch Stendal auf und ward eine der größten Städte jener Zeit. Als 1280 die Bürger von Brügge sich Bedrückungen des Handels anderer Hansastädte erlaubten, gingen Lübeck, Stendal, Wisby, Halle, Magdeburg dagegen vor und verlegten den Stapel nach Aardenburg in Seeland. Als Graf Gwijde, den wir aus dem „Löwen von Flandern“ von Hendrik Conscience kennen, zu vermitteln suchte, war Stendal als Vertreterin der altmärkischen Städte wieder beteiligt. Es scheinen überhaupt die Stendaler mit Flandern in reger Verbindung gestanden zu haben. So werden Gottfried von Sluden, Giso, Gerdang und Giseko von Schadewachten als in reger Geschäfterverbindung mit Reinekin Mornewech genannt, einem Lübecker, der Bankgeschäfte mit Flandern vermittelte. Das mag sich daher erklären, daß das übervölkerte Flandern damals viele Menschen an dieses deutsche Neuland abgab. Daß dieses prachtvolle deutsche Bürgertum später so kläglich verfiel, wird jeder bedauern, der die Bauten betrachtet, die es errichtete.

Nahe der Marienkirche erhebt sich das Denkmal Johann Joachim Winckelmanns, der im Jahre 1717 in Stendal als Sohn eines Schuhmachers geboren wurde. Vor dem Tangermündor Tor steht das Denkmal Gustav Nachtigals, der 1834 in Eichstädt bei Stendal geboren wurde.

Wir wenden uns dem Dom zu, den Friedrich Adler, der Herausgeber des großen Werks „Backstein-Bauwerke des preußischen Staates“, wegen der Klarheit seiner Plananlage und der Schönheit seiner Verhältnisse als die reifste Schöpfung der Kirch-

lichen Architektur des Spätmittelalters in Norddeutschland bezeichnet. „Noch entzückt der Nordflügel des Querschiffes, dessen breite Giebelfläche durch ein riesiges fünfeiliges Spitzbogenfenster unterbrochen ist, mit seinen elegant profilierten Giebelpfeilern und stufenartig emporsteigenden Zwischenwänden samt der reich geteilten Rose und sonstigem Zierat, den der Backsteinbau verstattet, das Auge des Kenners wie des Laien, welche bereitwillig diesen Teil als eine der edelsten und musterhaftesten Schöpfungen des Backsteinbaues anerkennen.“ (Ludwig Göze.) Leider aber sind die alten Türme nicht mehr vorhanden. In einer Mainacht des Jahres 1660 brannten sie infolge eines Blitzschlags herunter. Zwei hohe Türme, der eine mit Blei, der andere mit Kupfer gedeckt, waren ein jeder von vier schlanken Ecktürmchen umgeben. Man ersetzte sie in der armen Zeit durch ärmliche Walmdächer. Jetzt sieht man von neuem zwei Türme aufragen, die uns im Verhältnis zum Ganzen doch ein wenig schlank erscheinen. Das hat seine Gründe in der Baugeschichte. Der Unterbau der Türme kann nicht später als 1250 errichtet sein, während der Dom selbst an Stelle des 1188 gegründeten von 1423 bis 1450 neu erbaut wurde. Da man den Dom bei dieser Gelegenheit beträchtlich erweiterte, stimmen die Maße nicht mehr ganz. Der Westfront war einst die hohe Marienkapelle vorgelagert. Sie stürzte im Dreißigjährigen Kriege zusammen, ihre Ruinen blieben noch ein Jahrhundert liegen. „Wir treten ein in den hohen Chor. In gesättigter Farbenpracht strahlen die Glasmalereien der elf hohen Bogenfenster, welche zu den hervorragendsten Leistungen dieses Zweiges mittelalterlicher Kunst gehören. Einst waren sämtliche Fenster des herrlichen Gotteshauses mit solchem Zierat geschmückt; aber durch die Ungunst der Zeiten und die Nachlässigkeit der Menschen sind sie zugrunde gegangen; nur hier im Chor hat man die Reste gesammelt und ergänzt. In dem purpurnen Helldunkel des unteren Chorraumes gewahren wir auch eine vorzügliche Leistung der Holzschnidekunst, nämlich die Sitze der Domherren: vier Reihen eichene Chorstühle mit hohen Rückteilen und eleganten Seitenwänden.“

Der Lettner, welcher den Chor abtrennt, ist erhalten, ähnlich

denen in Jerichow und Havelberg, wenn er auch die Schönheit beider nicht erreicht.

Von der Südseite des Domes gelangen wir zum Refektorium und dem Kreuzgang. Hier sind wir an der Stätte, wo einst die Domherren wandelten. Heute sind die Räume vom Altmarkischen Museum eingenommen, das anscheinliche Schätze birgt. An der Spitze des Vereins, der das Museum gründete und erhält, steht ein Bismarck, der so die älteste Zeit mit der neuen verknüpft. In breiten Spitzbögen öffnet sich der Kreuzgang nach dem Domfriedhof, der einst die sterblichen Überreste der Domherren aufnahm. Die Insassen hatten ihre ewige Ruhestätte stets vor Augen und wurden an die Vergänglichkeit aller Leiden wie alles Wünschens, Strebens und Hoffens gemahnt. An den Säulen des Kreuzganges haben im Dreißigjährigen Kriege die Landsknechte ihre Säbel gewetzt; man sieht die Spuren. Mußten diese Räume damals doch als Pferdestall dienen.

Wo sähe man nicht die Spuren deutschen Niedergangs im 17. Jahrhundert! Stendal ist seitdem eine stille Stadt. Aber ein Glanz alter Zeit liegt doch noch über ihm.

Wiederum rechts der Elbe liegt das Dorf Hohengöhren. Als der gewaltige Urstrom einst seine Wässer verlor, blieben die Sandbänke, die er aufgeschwemmt hatte. Auf ihnen entstanden die ersten Siedlungen, die in die Niederungen vordrangen. Hohengöhren gehört zu ihnen, wie weiter südlich Fischbeck. Zu einer Zeit, als die Tempel von Karnak und Luxor erbaut wurden, als Troja in Trümmern lag, als griechische Siedler in Kleinasien landeten, bestand hier eine erhebliche Bronzekultur, die man bisher sehr unterschätzte. Ein Volk, das die Luren erfand, diese wunderbaren Hörner, denen noch heut kein Blasinstrument sich vergleichen kann — ein Volk, das eine hochentwickelte, mehrstimmige Musik hatte, muß ein beträchtliches geistiges Leben besessen haben. Allerdings haben Baureste sich kaum erhalten; denn das germanische Volk baute in Holz, das in den Jahrtausenden vermodert ist. Hohengöhren ist eine wichtige Fundstätte altgermanischer Kulturreste.

Wieder fahren wir die Elbe hinab. Links auf der Höhe

tauchen aus dem Grün die Kirche und Häuser des Städtchens Urneburg auf. Droben in den Anlagen gibt es ein Fleckchen, da man die Segel den Strom hinauf- und hinabgleiten sieht; drüben aber auf den Weiden der Niederung grasen die Kühe — das ist ein Blick, der zum Träumen einlädt. Auch Urneburgs große Zeit lag in jenen Jahrhunderten, als die Mark Brandenburg erwuchs. Im Jahre 977 weilte hier Graf Bruno aus dem Ludolfsingischen Kaiserhause mit seiner Gemahlin Friderun und seinen Söhnen Rikbert, Ziazo und Urno. Er zog mit Kaiser Otto II. in den Kampf gegen die Westfranken und starb auf dem Zuge nach Paris. Die deutschen Krieger hatten in Urneburg einen schweren Stand gegen die andringenden Wenden, welche die Brandfackel in die Holzbauten warfen. Im Jahre 997 war Kaiser Otto III. hier, den Alsfred Rethel im Kaisersaal zu Aachen darstellt, wie er die Gruft Karls des Großen öffnet. Er hatte eben die Wenden geschlagen und ließ Urneburg neu befestigen. Der siebzehnjährige Jüngling, von seiner byzantinischen Mutter Theophano byzantinisch erzogen, war aber doch ein Fremder im deutschen Land. Während er im Angesichte Romis starb, ward Urneburg von den Wenden wieder in Trümmer gelegt. Zum Glück für Deutschland ward nun Heinrich von Bayern auf den Königsthron berufen, der seine Ziele auf deutschem Boden suchte und zäh an seinen Absichten festhielt. Als er die slawischen Völker blutig aufs Haupt geschlagen, ward die feste Urneburg im Herbst 1005 wieder hergestellt. Im Jahre 1012 kam er selbst zu Schiff von Merseburg und schloß hier einen Vertrag mit den Wenden. 1196 kam auch Urneburg unter die Lehnsherrschaft Magdeburgs. Da standen die Markgrafen Otto und Albrecht inmitten ihrer Ritter vor dem Hochaltar des Doms und übertrugen einen Teil ihrer Erbgüter dem Erzbistum, „also, daß dieselben dem glorreichen und unüberwindlichen Blutzeugen Sankt Mauritius ein volles Eigentum seien, daß ferner sie selbst die Gnade des Erlösers zum Heil ihrer Seelen wiedergewinnen und in das segenbringende Gebet der Domherren eingeschlossen würden“.

Später ward Urneburg der Witwensitz der Anna von Österreich, deren Tochter Agnes die Gemahlin Waldemars des

Großen war. Auch Ingeborg von Holstein, die Gemahlin Ludwigs des Römers, wählte Arneburg zu ihrem Witwensitz. Markgraf Friedrich der Jüngere, der Bruder Friedrich Eisenzahns, der 1463 in Tangermünde starb, ward hier beigesetzt, und am 9. Januar 1499 starb hier Kurfürst Johann Cicero, der auf den Rat der Ärzte Arneburg aufgesucht hatte. Sein Grab fand er in der Fürstengruft zu Lehnin.

In der „Gerbkammer“, der Sakristei ihrer Kirche zu Sankt Georg bewahrten die Arneburger ihre Briefe und freiheiten auf. Die Sage von Sankt Georg, der auf dem Schimmel reitet, hat nach altmärkischer Überlieferung ihren Ort in Stendal, wo die Schlosser und Schmiede sein Bild in ihren Schildern haben und im Altarschnitzwerk sein Kampf mit dem Lindwurm dargestellt ist. — Grimm sagt über die Verwandlung in Raben (siehe das Märchen): „Wenn die abgelegte Kleidung weggenommen wird, so ist keine Wiederherstellung der verlassenen Gestalt möglich: daher auch in Sagen und Märchen die abgestreifte Tierhaut heimlich pflegt verbrannt zu werden. Doch kann die Menschen-gestalt unter der Bedingung zurückkehren, daß ein unschuldiges Mädchen sieben Jahre lang, stumm und schweigend, ein Hemd fertigspinne und =nähe, das über den Verzauberten geworfen werde. Ein solches Hemd löst nicht nur den Zauber, es macht auch fest und siegreich. Im Mittelalter hieß es Sankt Georgenhemd und wurde am Samstag gesponnen; Wolfsdieterich empfängt es von Siegminne, d. h. einer weisen, spinnenden Nora oder Valkyrie; sichtbar ist die altheidnische Idee hernach auf den siegreichen Heiligen der christlichen Kirche übertragen.“

An die Lützower — Körner und Jahn waren auf Schönhausen im Quartier — und vorher die Schillschen knüpft sich manche Erinnerung im Bismarckland. Auf dem Markt zu Arneburg rief Schill am 12. Mai 1809 den Seinen zu: „Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende!“ Und noch drei Jahre zurück, so leuchten hier die Namen Vorck und Blücher auf. Bei Sandau ging Blücher im Oktober 1806 über die Elbe, während Vorck mit seinen Jägern bei Altenzaun den Übergang deckte. Wilhelm Arminius, ein geborener

Stendaler, hat in seiner Erzählung „Der Kraftsucher“ diese Zeit geschildert. Unweit Sandau waren 1809 die großen Dammbrüche, zuerst auf der rechten Seite gegenüber Havelberg, dann etwas oberhalb auf der linken Seite. Damals ward ein großer Teil der Altmark unter Wasser gesetzt. An der Brücke bei Wittenberge hatte sich das Eis gestaut, das Strombett war völlig verstopft, so daß das Wasser stieg und stieg. Tausende und Übertausende von Sandsäcken schlepppte man auf die Deiche, mit Pfählen und Buschwerk machte man sie fest. Doch der Druck des Wassers wurde zu groß, das Treibeis stieß und schnitt. Solche Gewalt hatte das Wasser, als es durchbrach, daß fußdicke, mehrere Quadratmeter große Eisschollen wie Fangbälle durch die Luft geworfen wurden. Mannstarke Bäume wurden vom Treibeis glatt durchschnitten. Viele Stunden die Elbe hinab, wohl eine Stunde Weges breit lag ein Trümmerfeld von Eis zwischen den Elbdämmen, wie man es in Grönland vermutet. Wer das sah, dem ging eine Ahnung auf von den gewaltigen Kräften, die in diesem Strome schlummern.

Dort, wo die Havel in die Elbe geht, liegt Werben, heut ein weltentferntes Ackerbürgerstädtchen, einst eine der wichtigsten Festen an der Elbe. Schon 937, gleich nach Heinrichs I. Tode, wird sie erwähnt. In der alten Burg weilte König Heinrich II. 1005 und 1012, als er auch in Arneburg war. Im Jahre 1034 war Konrad II. hier. Die Hände über die Brust gekreuzt, wie es bei ihnen Sitte war, erschienen die wendischen Großen vor dem Kaiser. Dann aber klagten sie bitter über die Sachsen, die mit frevelhafter Gewalt allen Streit hervorgerufen hätten. Die Deutschen aber beschuldigten ihre Gegner der Heimtücke und des Verrats. Der Kaiser entschied, daß man Gottes Urteil anrufen solle. Ein Wende und ein Sachse schritten zum Kampf. Da blieb der Wende Sieger. Die Sachsen erkannten das Gottesurteil nicht an, der Kaiser entschied für sie. In bitterstem Haß kehrten die Wenden heim. Zu Fastnacht 1035 überfielen sie Werben, die Deutschen konnten ihnen nicht widerstehen, Graf Dedo ward gefangen. Um Altar der hölzernen Kirche ließ Gottschalk, der Fürst der Liutizen, der selbst ein Christ gewesen, viele Deutsche

hinschlachten. Wohl nahmen die Sachsen Werben bald wieder, ja, Kaiser Konrad drang strafend tief ins Land der Liutizen. Er setzte wie zur Zeit Ottos des Großen Burgward ein, so daß die Wenden bis zur Oder unter deutscher Herrschaft standen. Die Bistümer Havelberg und Brandenburg wurden aber nicht wieder errichtet, wohl um die Gegensätze nicht noch zu verschärfen. In dieser Zeit wird von dem Chronisten Ordericus Vitalis ein germanischer Stamm erwähnt, der mitten unter den Slawen lebte, Modan, Thor und freyja anbetete und mit den Slawen gegen die christlichen Sachsen kämpfte. Immer noch schien die deutsche Herrschaft an der Elbe unsicher. Da erhoben sich 1056, als sich Kaiser Heinrich III. am Rhein befand, die Heveller, die Wenden an der Havel. Der Kaiser zog ein Heer zusammen, dessen Führung er dem Markgrafen Wilhelm übertrug. Noch war dieser mit seinen Rüstungen nicht fertig, als die Wenden ihn am 10. September bei Prizlawa überfielen und sein Heer gänzlich vernichteten. Als der Kaiser auf Burg Bodfeld im Harz, wo er eben mit Papst Viktor II. weilte, die Kunde erhielt, verfiel er in Krankheit und starb gleich darauf. Prizlawa ist unser Werben. Eine Sumpfwiese an der Elbe hat noch in später Zeit den Namen „Prenzlau“ getragen; der altmärkische Chronist Enzelt berichtet, daß man in dem moorigen Grunde viele Schwerter, Spieße und Panzerstücke gefunden habe. Merbach verlegt in seinem lebenswerten Buche „Die Slawenkriege des deutschen Volkes“ die Kampfstätte auf die Werben gegenüberliegende schmale Landzunge zwischen Elbe und Havel. Markgraf Wilhelm und sein Mitführer Graf Dietrich von Katelenburg waren gefallen, ihr Heer vernichtet, der Kaiser, einer der gewaltigsten der deutschen Geschichte, war tot, ein schwaches Kind sollte die Zügel des Reiches führen; in hundert Jahren war niemand, der Werben wieder aufgerichtet hätte.

Im Jahre 1160 gründete dann Albrecht der Bär hier die Johanniter-Komturei, der die Stadt die herrliche Johanniskirche dankt. Die Komturei war im 12. Jahrhundert die wichtigste Niederlassung des Ordens in Norddeutschland. Sie hatte das Patronat über die Kirchen in Werben, Rohrberg und Hinden-

burg; die Hindenburghs entstammen der Altmark. Der Komtur führte mit seinem priesterlichen Konvent bei reichem Einkommen ein behäbiges Leben; doch waren die Brüder weithin ob ihrer Wohlthätigkeit berühmt.

Die Niederländer, die hier angesiedelt wurden, hatten ihre freie Gerichtsbarkeit mitgebracht, am Mittwoch nach Michaelis und am Mittwoch nach Simonis und Judä hielten sie das Botding ab, das auch in Seehausen bestand, dem sich dann das Loddung anschloß. Das Botding war ein „gebotenes“ Gericht. Nur diejenigen hatten Recht und Pflicht zur Teilnahme, denen die Erhaltung der Deiche oblag. Die das Recht zum Botding hatten, waren von jedem anderen Gericht, auch dem Landgericht, frei. „Was im Botding ausgeklagt war, wurde im Loddung durchgeführt. Zu diesem Gerichte mußten alle Gerichtspflichtigen sowohl aus der Stadt Werben wie auch aus der umliegenden Gegend, Männer, Frauen, Knechte und Mägde, sich ohne weiteres einfinden und erwarten, ob sie nicht belangt werden möchten; die nicht erscheinenden Personen wurden in Strafe genommen.“ Das Gericht bestand bis zum Jahre 1747. Es versammelten sich mehr als fünfhundert Personen, und es ging oft stürmisch zu. Der tiefe Sinn war verlorengegangen, die Form aber lästig geworden, da bat der Magistrat den König um Abstellung.

Im Dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt wie das ganze Land schwer zu leiden. Nachdem die Kaiserlichen und die Dänen schon hier gewesen, errichtete Gustav Adolf hier ein Truppenlager. Er erbaute eine Brücke über die Elbe und legte auf dem Werder zwischen Havel und Elbe die berühmte Werbener Schanze an, welche die Lebensmittel- und andere Zufuhren auf beiden Flüssen beherrschte. Tilly griff den Schwedenkönig hier an, konnte jedoch nichts erreichen und zog südwärts wieder ab.

Wer heute über die Elbe nach Werben kommt, wird freudig bewegt sein, wenn er das Elbtor, ein Werk von Stephan Burghude, sieht. Das mag ihn auf die Johanniskirche vorbereiten, die wunderbare Schätze birgt. Da ist der fünfarmige Leuchter, der auf drei Löwen ruht und die Inschrift trägt: „Anno domini 1487 do makede herman Bonstede dese luchte.“ Von



Phot. Wilhelm Kogde, Bisch. Nachgmal.

Stendal, Roland und Gerichtslaube.



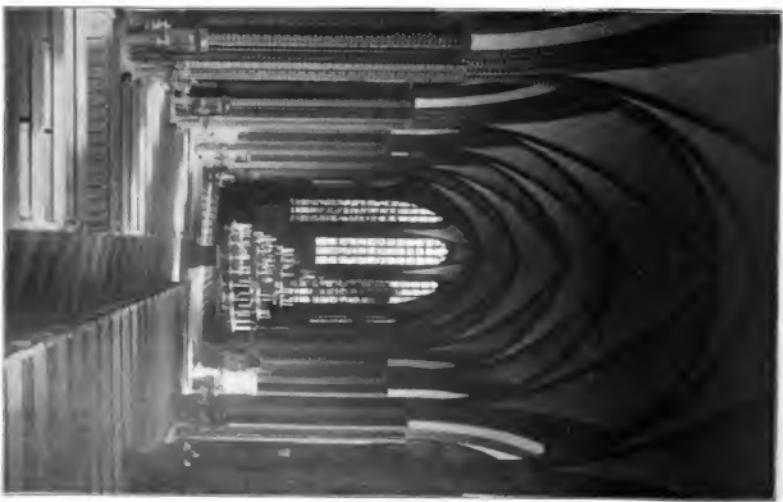
Phot. Wilhelm Kogde, Bisch. Nachgmal

Stendal, Lünglinger Tor.



Phot. Wilhelm Körte. Nachr. Mönchsmat.

Brandenburg, Kreuzgang im Paulloster.



Phot. Wilhelm Körte. Nachr. Mönchsmat.

Werben, Johanniskirche.

demselben Meister stammt das bronzenen Taufbecken. Die Glasmalereien stiftete Friedrich Eisenzahn 1467, einige Teile allerdings gehen auf das 13. Jahrhundert zurück. In Meister Ebbert „de glasewerthe“ in Stendal vermutet man den Künstler, scheinen die Glasmalereien doch dieselbe Hand zu verraten wie solche in Stendal und Wilsnack, die von ihm stammen. Im mittleren Fenster des Chores finden wir eine seltene Darstellung des Schwanenordens, den Friedrich Eisenzahn gestiftet hat.

Aus der gleichen Zeit wie alle diese Werke, also nach der Erneuerung der Kirche, stammt der unvergleichliche holzgeschnitzte Altar. Über dem Marienaltar steht ein Johannesaltar. Diese Werke soll man sehen.

Selten so wie in dem stillen Werben wird man unmittelbar empfinden, einen wie weiten Weg der Deutsche unserer Zeit noch vor sich hat, will er die festgegründete, selbstsichere, reinblütige Kunst seiner Vorfahren wieder erreichen.

An der Havel.

Die Havel ist in ihrem Mittellauf mit Potsdam in das Preußische hinausgewachsen, wie die Spree mit Berlin in das Deutsche. Ihr Unterlauf, den man geschicktlich von Brandenburg an rechnen muß, ist rein märkisch geblieben. Zwei Dome spiegeln sich hier in ihrem Wasser: der Brandenburger und der Havelberger. Wo einst Bischofsstühle waren, da hat man zumeist auch Stätten uraltältester germanischer Geschichte, germanischen Glaubens zu suchen. Der Name, dessen durch nichts begründete Verstümmelung in Brennabor ein tschechischer Jesuit des 17. Jahrhunderts auf dem Gewissen hat, ist germanisch: Brandenburg, Brennaburg, Brandinaburg sind seine alten Formen. Der Marienberg, der jetzt einen Bismarckturm trägt — bei Schönhausen wird der zweite dem Helden geweihte, ihm würdige Turm in seiner Heimat erstehen —, ist der alte Harlunger Berg, eine heilige Stätte des Germanentums. An Brandenburg knüpft sich die Sage von Iron und der getreuen Isolde, die uns in der nordischen Thidreksage erzählt wird. Der Aufzeichner führt sie auf niedersächsische Sänger aus Soest, Münster und Bremen zurück. Hören wir, was die Sage berichtet:

Im Lande Bertangen lebte der König Artus. Als er nach schwerem Siechtum starb, mußten seine Söhne Iron und Apollonius vor einem fremden Eroberer weichen und zu König Ezel nach Susat im Lande der roten Erde (Soest) fliehen. Der Hunnenkönig setzte Apollonius über das Land Lyra, Iron aber, den Speergewaltigen, über Brandinaburg, wo die schöne Isolde an seiner Seite in Hulden saß. Apollonius warb um Herburg, die Tochter des Königs Salman von Frankenland. Frau Isolde gab ihm einen Ring, in den war ein wunderkräftiger Stein gefaßt; der Stein erweckte heiße Liebe in dem, der ihn trug. Apollonius tat den Ring an Herburgs Finger. Da entbrannte sie in Liebe zu dem Recken, und als Salman ihm ihre Hand verweigerte, folgte sie ihm heimlich. Doch auf Lyraburg verfiel sie in Siechtum und ward davon verzehrt. Seitdem trug König Salman grimmigen Haß wider die beiden Brüder.

Iron war ein rechter Weidmann. Mit Hunden und Habichten zog er hinaus und blieb oft sieben, ja zwölf Nächte im Walde. Darüber grämte sich Frau Isolde; sie fürchtete, es möchte ihm von seinen Feinden ein Leid geschehen, auch trug sie schwer an der Einsamkeit. An einem Wintermorgen legte sie sich nackt in den frischgefallenen Schnee unter der Burglinde, also daß ihr Bild darin zu sehen war. Und als der Markgraf eben wieder seine Knechte zur Jagd rüsten hieß, trat sie vor ihn und sprach: „Mein Herr, mich dünkt, du hättest ein edler Wild zu jagen denn Hirsche und Eber; hüte sein!“ Er sah ihr Bild im Schnee und antwortete: „Wahrlich, dieses Wild soll niemand jagen außer mir!“ Der Jarl hieß seine Männer die Rosse in den Stall führen und die Hunde anbinden.

Sechs Monate blieb Iron bei seinem Weibe. Eines Abends kam zu der Burg ein fremder Mann; der bat um Herberge zur Nacht. Als er am Tisch des Markgrafen saß, sprach er: „Ich komme vom Hof des Königs von Frankenland; der reitet zur Jagd in den Walslangwald, dort jagt er Hirsche und Bären, Eber und Ure; auch ist daselbst ein Wisent, der ist größer als alle Tiere, die man je gesehen hat, und so grimmig, daß keiner ihm zu nahen wagt.“ Iron fragte: „Fürchtet auch der König

den Wisent?" — Der Fremde: „Wer hätte gehört, daß König Salman sich fürchtet, er, der größte aller Weidmänner! Doch will er den Wisent am Leben lassen, bis die Jungen aufgewachsen sind. Zehn solcher Tiere sind schon im Walslangwald.“

Da versank Iron in tiefe Gedanken. Er zechte mit dem Fremden und redete mit ihm die halbe Nacht. Am anderen Morgen fuhr der Fremde von dannen. Nun saß der Jarl auf seiner Burg, dachte an den Wisent im Walslangwald und wie der Fremde gesagt hatte, König Salman sei der größte aller Weidmänner. Da ließ er die Hunde losbinden und die Rosse satteln und tat einen teuren Schwur, er wolle nicht eher ruhen, bis er den Wisent erlegt hätte. So viel auch Isolde ihn bat, er ließ sein Herz nicht erweichen. Ihm folgte Nordian, sein treuer Weidgeselle, dazu viele Ritter und Knechte und alle seine Jagdhunde. Es waren ihrer sechzig an der Zahl, und alte Lieder melden, daß nirgend bessere Hunde zu finden waren.

Schon manchen Tag hatte Iron im Walslangwalde gejagt, als er die Spur des großen Wisents fand. Er ließ etliche Hunde auf die Spur los, und sie erjagten das Tier. Zuerst erreichte Nordian den Wisent; er hatte zwei der besten Hunde am Seil: Stuttr und Stapi. Ihm folgte der Markgraf mit den Hunden Paron und Bonikt; darauf kam der Truchseß mit den Hunden Bracki und Porsi; danach der Schenk mit den Hündinnen Luska und Ruska, die hatten alle die guten Hunde geworfen. Die griffen den Wisent an; der aber kämpfte gewaltig und tötete seine Widersacher. Doch als der Markgraf selbst seine beiden Hunde losließ, war das Tier des Kampfes müde und wandte sich davon. Nun war ein Knecht dabei, der hieß Wandelmar und war feigen Herzens. Er war vor dem Kampfe geflohen und in einen Baum geklettert. Als er den Wisent daherkommen sah, kletterte er noch höher hinauf; da brachen die Äste, und er fiel auf des Tieres Hals, also, daß er darauf ritt. In seiner Angst erfaßte er die Hörner und hielt sich daran. Der Wisent ward über die Maßen scheu und lief wild von dannen, die Hunde hinter ihm. Iron rief zu seinen Männern und Knechten: „Nun sputet euch; ich sehe den Wisent laufen und einen Mann auf seinem Halse

sitzen.“ Es erhob sich ein großer Lärm von Hörnerruf und Hundegebell und Jagdgeschrei. Das Wild aber ward endlich matt; denn Kopf und Hals wurden ihm schwer, weil es den Knecht Wandelmar zu tragen hatte. Da holte Iron den Wisent ein und bohrte ihm seinen Speer in die Brust. Zum Knecht Wandelmar aber sprach er: „Man nennt dich den allergrößten Feigling; doch so verwegen ist keiner meiner Männer, als du heut warst.“

Sie richteten den Wisent zur Speise, gaben auch den Hunden und waren guter Dinge. Danach ritten sie heim; Iron trug hohen Mut, daß er seinen Schwur so männlich gehalten, und Isolde küßte ihn und war frohen Herzens, daß er ohne Schaden wiederkehrte.

Nach einiger Zeit sprach der Markgraf zu Nordian: „Denkst du daran, daß die jungen Wisente im Walslangwalde noch leben? Es möchte Zeit sein, sie zu jagen.“ Nordian stimmte seinem Herrn zu, und sie wollten ohne Verweilen aufbrechen. Doch Isolde trat zu dem Jarl, schlängt ihre Hände um seinen Hals und sagte, sie habe einen schweren Traum gehabt, daß ihm Unheil widerfahren würde um des Wisents willen. Da gelobte ihr Iron, daß er nirgend jagen wolle denn in seinen eigenen Wäldern. Sie gab ihm Urlaub zur Fahrt, er ritt mit zwölf Männern und vielen Hunden dahin und jagte drei Tage lang in seinen Wäldern.

König Salman aber hatte erfahren, daß Markgraf Iron in seinen Wäldern viel Wild erlegt und seinen Wisent getötet hatte. Er schwur, daß er sich rächen wolle, und zog mit fünfhundert Männern gen Brandenburg. Er schlug in einem Walde seine Zelte auf und gedachte des Nachts die Burg zu berennen. Als Iron mit seinen zwölf Gesellen durch den Wald ritt, sah er die Wachtfeuer. Und ob auch der Feinde viele waren, wollte er nicht fliehen, sondern lieber den Tod erleiden. Er harrte, bis König Salman mit seinen Männern wider ihn ritt. Seine Gesellen kam die Furcht an, also daß sie flohen. Nur Nordian, der Getreue, verharrte bei ihm. Die beiden kämpften gar tapfer; doch gegen die Übermacht konnten sie nicht an; sie wurden überwunden, und der Frankenkönig ließ sie fesseln. Salman kehrte in sein Reich zurück. Iron und Nordian aber legte er in das Gefängnis.

Als Iron nicht heimkehrte und niemand wußte, wo er geblieben, trug Isolde großes Leid, und das ganze Land Brandenburg war in Trauer um seinen Herrn.

Auf Irons Bitten ließ König Salman seinen Weidgesellen Nordian frei und sattelte ihm ein Ross, daß er gen Brandenburg ritte, Frau Isolden Botschaft zu bringen. Nordian kam zur Brandenburg und brachte der Getreuen Kunde von dem geliebten Manne. Da sandte sie Boten durch das ganze Land und erhob Schatzung von alt und jung. Sie tat all ihr Gold und Kleinodien hinzu, also daß ein Wagen bis zur Höhe der Rungen gefüllt ward.

Frau Isolde fuhr gen Frankenland, durch viele Länder und Wälder, durch mancherlei Fährnis und Unbill, bis sie zu König Salmans Burg kam. Der König hieß sie neben sein Weib sich setzen, wie es der edlen Frau zukam. Sie aber sprach: „Einen weiten Weg bin ich zu dir gekommen mit Kummer und Leid und habe dir gute Rosse gebracht, kostliche Leinwand, Kleinode, Gold und Silber, daß du meinen Herrn und Gemahl, den Markgrafen Iron, freigebest.“ — Der König antwortete: „Deine Bitte kann ich nicht erfüllen; nimm alle Schätze, die du mit dir führtest, und fahre in Frieden heim! Große Schmach hat der Markgraf mir angetan, und ich will ihn nicht freilassen.“ — Salmans Weib jammerte der Armen; sie sprach: „Mein lieber Herr, sieh diese edle Frau in Güte an! Großes hat sie erduldet um ihrer Treue willen, nun liegt sie weinend vor deinen Knieen. Erhöre meine und ihre Bitte, daß sie ihrer Tugend genieße!“ Der König mochte die Frauen nicht länger weinen sehen und befahl den Rittern, daß sie in den Turm gingen und den Markgrafen hinführten.

Als nun Iron vor den König trat, sprach dieser zu Frau Isolden: „Siehe da deinen Eheherrn; ich löse ihn von seinen Banden, daß er in Frieden heimziehe, um deiner Treue willen.“ Da eilte Isolde zu ihrem Gemahl, umarmte und küßte ihn und war voll des Glücks. Sie dankten dem Könige, daß er Gutes an ihnen getan. Der setzte ihn neben sich auf den Hochsitz und ließ kostliche Speisen auftragen. Iron schwur König Salman

ewigen Frieden, und am anderen Morgen ritt er mit der getreuen Isolde heim gen Brandenburg.

Manches Jahr noch lebten Iron und Isolde in Treuen miteinander. Da verfiel die Gute tückischer Krankheit und starb.

Lange Zeit wollte der Jarl sich nicht trösten lassen. Als aber König Ezel nach Romaburg zu König Ermenrich fahren wollte, daß sie ein großes Gastmahl hielten, entbot er mit den Großen seines Reiches auch Iron zu der Fahrt. Sie kamen in das Land der Amelungen zur Fritilaburg. Dort wohnte Ermenrichs Bruder Herzog Ake, der Trost der Harlungen. Der nahm sie auf, wie es edlen Gästen geziemt, und Bolfriana, die Herzogin, schenkte den Helden frischen Wein. Bolfriana aber erschrak ins Herz, als sie Iron den Becher reichte. Da stand er vor ihr, sein Haar leuchtete gleich geschlagenem Golde, sein lichtes Angesicht, seine strahlenden Augen blendeten ihren Blick. Er reichte ihr jenen Ring, den Isolde einst Apollonius gegeben, daß er der Herburg Liebe gewänne. Beim Mahl saß sie wie eine Kranke und aß und trank nicht. Die Helden zeichneten wacker und sanken zuletzt berauscht zu Boden. Nur Iron hatte beim Trunk gespart, und es war niemand mehr wach denn er und Bolfriana. Da redete er mit der Herzogin, und sie sprachen von ihrer Liebe. Am anderen Morgen zog König Ezel und alle Helden mit ihm weiter gen Romaburg.

Als das Fest vorüber und ein jeder heimgekehrt war, pflog Iron in den Wäldern um Brandenburg des Weidwerks. Sein Herz aber war voll Unruhe. Eines Tags hieß er Nordian und etliche Ritter sich rüsten zu weiter Fahrt. Sie ritten weit durch die Wälder und erfreuten sich an der Jagd. Einst folgten sie der Spur eines großen Hirsches, da bog Iron, nur von einem Knappe begleitet, in den Wald ein, wo er am dichtesten war; sie ritten immer gen Mittag, und es fand sie keiner. Endlich kamen sie nach Fritilaburg im Amelungenland. Iron sandte seine Knappe in Spielmannskleidern zur Burg, daß er der Herzogin einen Brief brächte. Herzog Ake hielt eben ein Trinkgelage, da reichte der Knappe Bolfrianen den Brief heimlich. Sie sagte ihm, daß sie tun wolle, wie Iron begehrte. Sie tat den Brief in ihren Beutel.

Dort fand ihn Herzog Ulfe. Da las er, wie Iron sein Ehemahl im Morgengrauen unter der großen Linde bei der Burg erwartete. Er trieb, wie man ungetreuen Frauen tat, Bolfrianen nackt mit Faustschlägen zur Burg hinaus. Es war eine eisige Nacht. Schnee lag auf der Erde. Bolfriana sank bald erstarrt nieder, und das war unter der Linde.

Ehe denn der Morgen graute, wappnete sich Herzog Ulfe und mit ihm zwölf Ritter. Als sie zur Linde kamen, fanden sie Bolfrianen tot im Schnee liegen. Indem kam Iron auf stolzem Ross, vor ihm liefen zwei Hunde, auf seiner Linken hockten zwei Habichte. Sein Schild glänzte von Golde, man ersah darauf Hund und Habicht im Wappen. Da ritt Herzog Ulfe mit seinen Männern auf ihn ein. Wohl wehrte Iron sich ritterlich; doch Ulfe versetzte ihm tödlichen Hieb, daß er vom Pferde sank und neben Bolfrianen verschied. Der Herzog ritt hinweg und ließ die Toten unbestattet.

Um anderen Tage kam Dietrich von Bern mit Wittich, Wielands Sohn, dem starken Heime und vielen Männern gen Fritilaburg geritten. Sie fanden die Toten unter der Linde liegen, auch gewahrten sie ein Ross, das biß und schlug, als sie es fangen wollten; neben Irons Leiche saßen die beiden Hunde, die fletschten die Zähne und wollten niemand zu ihrem Herrn lassen; die beiden Habichte saßen in der Linde zu Häupten des Toten und schrien laut.

Sie gruben ein Grab und legten Iron mit allen seinen Waffen hinein, dazu die Herzogin. Dann trugen sie große Steine zusammen und legten sie auf das Grab, also daß man sah, wie hier ein Held bestattet ward. Herzog Ulfe kam hinzu. Er sprach: „Ich habe ihn erschlagen, dieweil er in meinem Walde ein edles Wild jagen wollte mit großer List und mir zur Schmach, nach ihrer beider heimlichem Rate.“

Derweil war Nordian ausgezogen mit drei Männern, daß sie ihren Herrn suchten. Sie kamen zuletzt in den Wald und an das Grab, da Jarl Iron begraben war. Darauf heulten die Hunde, und in der Linde schrien die Habichte. Sie fingen die Tiere ein und ritten mit ihnen in großer Trauer heim gen Brandenburg.

Das ward danach durch Wilkinamänner¹ unter dem mächtigen König Osantrix belagert. Da zogen König Ezel aus Susat, König Dietrich aus Bern, Markgraf Rüdiger und Hildebrand herbei. Dietrich von Bern sprach zu Hildebrand: „Du sollst mein Banner tragen, und alle unsere Männer sollen sich rüsten, denn die Wilkinamänner sollen erfahren, was die Amelungen vermögen.“ Als König Osantrix vernommen, daß König Ezel von Susat gekommen, eilte er mit seinen Männern zum Streit. Das war unter den Mauern der Brandenburg. Ezels Scharen voran ritten die Amelungen, vor allen aber Meister Hildebrand. Hoch trug er das Banner und hieb nach beiden Seiten, daß unter seinen Streichen die Wilkinamänner fielen. Hinter ihm ritt König Dietrich, darauf Wolfhart, des Königs Blutsfreund. Und Meister Hildebrand trug das Banner so weit vorauf, daß sie alle Scharen durchritten und sich zurück eine andere Gasse bahnten und daß sie die Wilkinamänner erschlugen einen über den anderen. Da ritt König Osantrix kräftiglich gegen seine Feinde; doch Wolfhart trat ihm entgegen. Sie bestanden einen gar harten Kampf. Zuletzt fiel König Osantrix. Da flohen die Wilkinamänner, und König Ezel blieb Sieger mit all seinen Männern.

Harlungerberg hieß der Marienberg einst; der Annalist des Klosters Pegau in der Elsteraue, das Graf Wiprecht von Groitzsch gründete, erzählt 1150, die Grafen von Groitzsch stammten von den Harlungen, deren Vater auf der Brandenburg gesessen habe. Die Sage von den Harlungen ist mit den Sweben nach Süden gewandert und wird uns dann von Breisach am Rhein erzählt. Sicher aber hat sie in Brandenburg ihren älteren Sitz aus der Zeit zu Beginn oder vor der Völkerwanderung, und so treu ist die Überlieferung durch die Wendenzeit hindurch bewahrt worden, daß 1166 der Name Harlungerberg urkundlich erwähnt wird.

Auf ihrer Burg zu Breisach am Rhein, so erzählt die spätere Sage, lebten Harlungs Söhne Fritila und Emmerich unter Echharts treuer Hut. Sie waren ungebärdig und taten viel Ungutes; kein Wild und kein Waldvogel war vor ihnen sicher; es bedurfte wohl mancher Mahnung des getreuen Echhart. Auf ihrer Burg

¹ Männer aus Schweden, Seeland und Jütland.

war ein unermesslicher Goldhort geborgen, nach dem es den König Ermenrich, ihres Vaters Harlung Bruder, gelüstete. Ermenrichs Berater war der ungetreue Sibich, den man einst den getreuen Sibich genannt hatte, dessen Herz aber ob ungeheurer Schmach, die der König ihm angetan, ganz versteint war. Sibich sagte dem König Lug und Trug über die jungen Helden, und da sein Herz nach dem Golde gierig war, ließ er die Heerhörner blasen zum Zug gen Breisach; er sagte: „Ich will nicht eher ruhen, als bis ich die Harlungen an den höchsten Galgen gehängt habe.“ Echhart aber weilte in Romaburg und hörte, was Ermenrich plante. Da zog er sein Ross hervor und ritt Tag und Nacht, bis er gen Breisach kam. Fritila und Emmerich standen an den Zinnen ihrer Burg und sahen weit über das Land hin. Da erblickten ihre Augen den getreuen Echhart, wie er vom Ross sprang und durch den Strom schwamm. „Wahrlich, bittere Not muß ihn zwingen,“ sprach Fritila, „daß er nicht auf ein Schiff wartet, das ihn übersetze.“ Die Brüder ließen hinab, daß sie den Getreuen fragten. Der aber rief: „Große Not kommt über euch. Rettet euch; denn euer Oheim Ermenrich naht mit einem Heere, daß er euch euer Leben nehme!“ Sie aber wollten nicht fliehen, sondern entboten ihre Männer, zogen die Brücke auf und erwarteten den falschen Ermenrich, daß sie ihr Leben verteidigten. Der König von Romaburg kam vor Breisach; er ritt bis an den Graben und schleuderte sein Banner hinüber zum Zeichen seiner Feindschaft. Nun stritten die Harlungen tapfer wider die große Macht ihres Oheims; doch wollte ihnen die Nahrung ausgehen. Da ritt der getreue Echhart in tiefer Nacht davon, daß er Hilfe suche. Er hatte die Brüder beschworen, daß sie, bis er wiederkäme, keinen Ausfall wagten, sondern im Schutz der starken Burgmauern verharren. Sibich aber riet dem Könige eine arge List. Sie bauten Wurfmaschinen und warfen Feuer in die Feste, daß sie ganz in Brand geriet. Die Harlungen wollten nicht ruhmvlos im Feuer ersticken, darum ließen sie die Zugbrücke herab und stürmten mit sechzig Mannen wider den Feind. Sie stritten so hart, daß von Ermenrichs Mannen vierhundert mit ihrem Blute das Gras färbten. Aber mit ihnen

sanken die sechzig Getreuen um ihre Fürsten nieder. Da wurden Fritila und Emmerich, als ihnen die Arme vom harten Kampfe sanken, gebunden und vor Ermenrich geführt. Der gab den Befehl, daß sie an den Galgen gehängt würden. So verloren sie ihr junges Leben. Ermenrich aber raubte den Goldhort aus der brennenden Burg und fuhr damit heim gen Romaburg. Als Echhart mit vielen guten Männern gezogen kam, fand er die Burg verbrannt und seine Herren am Galgen hängen. Er bereitete ihnen ein Begräbnis, wie es Helden zukam, und fuhr in Jammer und Leide nach Bern zu König Dietrich, der mit ihm über der Harlungen Schicksal flagte.

Brandenburg ist die Stätte zweier deutscher Heldenlegenden; das überrascht uns nicht, wenn wir hören, daß an der Havel die Semnonen saßen, der edelste Stamm der Sweben. Sie trugen das Haar hochgeschürzt in Knoten. In ihrem Lande war der „große Wald“, die Wohnstätte der Götter. Wer diesen Götterwald, dessen genauere Lage wir nicht bestimmen können, betrat, mußte an Händen und Füßen Fesseln tragen. Stürzte er zur Erde, so mußte er, auf dem Boden liegend, sich aus dem Walde wälzen; es war ihm nicht gestattet, sich vorher zu erheben. Einmal im Jahr kamen hier die Abgesandten aller swebischen Stämme zusammen, dem Schweißgott das Volksopfer zu bringen, das wohl ein Jüngling aus edlem Geschlechte war.

Da Germanen die Wendenzeit hindurch im Osten Deutschlands sitzenblieben, erhielten sich die Glaubensüberlieferungen bis in die christliche Zeit, bis zum heutigen Tage, wenn auch nicht immer als solche sofort erkennbar. Wenn man die wilde Jagd hört, sagt man: „Fru Gode tüt.“ Das ist fro Wode. In meinem Buch „Wode Brausebart“ habe ich einige Wodansagen aus dem Havelland erzählt. Frau Harke wollte den Bau der Marienkirche verhindern, und unter dem Namen Frau Frick wohnte sie in den Rieker Bergen — südöstlich von Brandenburg —, wo sie einst einen Bauer samt dem Pflug in die Schürze raffte und ihn ihrem Vater brachte. Der aber befahl, daß sie alles wieder an seinen Ort brächte. Durch Chamisso kennen wir die gleiche Sage von Burg Niedeck im Elsaß. Da hier aber

der ältere Germanensitz ist, dürfte sie aus dem Havelland nach dem Elsaß gewandert sein. Sind doch schon zu Cäsars Zeiten die Sweben unter Ariovist über den Rhein gedrungen. Die gleiche Sage hören wir aus den Kamernschen Bergen im Elbhavelwinkel.

Brandenburg ist von je auf allen Seiten durch Wasser geschützt gewesen. Der Dom liegt auf einer Insel. Auf einer benachbarten Insel wurde nach der Besiegung der Wenden ein deutsches Dorf angelegt, aus dem Brandenburg-Neustadt erwuchs. Nördlich davon lag am Fuße des alten Harlungerberges das Dorf Par-duin, später Brandenburg-Ultstadt. Von hier dehnt sich nach Westen und Norden weites Ackerland aus. Aber auch dieser Boden war leicht zu verteidigen. Im Süden ist das Gebiet von der Havel begrenzt, im Westen liegen der Breitlings- und der Plauesche See, denen sich nördlich der Zummelt anschließt, der heute nach dem Sinken des Wasserspiegels den Görden- und den Bohnenländersee hinterlassen hat. Im Osten bietet der Beetzsee Schutz, von dem einst an Brielow vorüber ein Wasserlauf auch den Norden deckte. Nur ein kurzes Stück von etwa tausend Schritt war hier offen. Dort, vom Nordende des Bohnenländer Sees gegen Osten, liegen die Schwedenschanzen. Alle solche Erhöhungen im Havellande, die das Volk nicht zu deuten weiß, nennt es so. Diese Doppelreihe von Wällen, die heute noch drei Meter hoch sind, stammt aus ältester Zeit. Die Wälle sind ein wichtiges Verteidigungswerk. Als Heinrich der Deutsche 928 Brandenburg erobern wollte, musste er den Winter abwarten, um über das Eis zu kommen. Im Sommer wehrte ihm das Wasser den Zugang. Albrecht der Bär kämpfte 1157 mit Jazkos Kriegern auf Booten: das kennzeichnet die ebenso eigenartige wie geschützte Lage der Stadt.

Seit der Zeit um 600 waren die Wenden Herren im Land. Sie errichteten auf dem Harlungerberg ihrem dreiköpfigen Gott Triglaw ein Heiligtum als sichtbares Zeichen ihrer Herrschaft. Wie dann das Wendentum hier unterging und das Christentum seinen Einzug hielt, das habe ich in meinem Buche „Und deutsch sei die Erde!“ geschildert. Pribislaw hat die Peters-

Kirche gegründet; in ihr wurden seine Gebeine zur Ruhe bestattet. Der Bau des Doms wurde 1165 begonnen. Um 1300 und um 1400 erfuhr er gotische Umbauten. Im 19. Jahrhundert hat Schinkel den Turm erbaut, der für andere Kirchtürme im Havelland vorbildlich wurde, aber nirgend recht hineinpassen will.

In der näheren und weiteren Umgebung Brandenburgs wurden durch die Askaniier viele Niederländer, wie die Sprache ergibt, besonders Vlamen angesiedelt. Ein Volkslied aus Brabant, das jener Zeit entstammt, lautet:

När Oostland willen wy ryden,
När Oostland willen wy mēe
Ul ower die grōne Heiden,
frisch ower die Heiden,
Där isser en betere Stēe.

Als wy binnent Oostland komen,
Ul onder dat hooge Huis sijn:
Där worden wy binnen gelaten
frisch ower die Heiden,
Zy heeten ons willekom zyn.

Ja, willekom möten wy wezen,
Zeer willekom möten wy zyn:
Där zullen wy, Avond en Morgen,
frisch ower die Heiden
Noch drinken den kölen Wyn.

Wy drinken den Wyn er met Schalen
En't Bier oof zoo veel ons belieft;
Där is het zo vrolyk to leven
frisch ower die Heiden,
Där woomter myn zōte Lief.

Im Jahre 1815 ließ der Vlame Borchgrave in Brüssel ein Buch erscheinen: „Histoire des colonies Belges qui s'établirent en Allemagne pendant le douzième et le treizième siècle.“

Er hat in der Mark, besonders in dem südlich Brandenburg liegenden Fläming, den Spuren der Niederländer nachgeforscht und kam auf viel Verwandtes. Er stellte eine märkische und eine flämische Übersetzung des „Stabat mater“ nebeneinander, welche eine überraschende Ähnlichkeit der Mundarten erkennen läßt.

Märkisch:

By et Krüz met schreijende Ougen
Stunt de Mudder diep bewoagen,
Doa de Soan dörchnaelt hing:
Un in ör verzuchend Herzje,
Umgedreyt von Wei un Smärte,
Een dörchborend Slagswärt ging;
Wie bedrückt, wie nedergeslagen
Mut de Segensrike klagen
Om Gods eenig Kind, ërn Soen.
Ach! wie street he, ach! wie schreit sie,
't rumrykst Kind an't Krüz tu seen!

Flämisch:

By het Kruis met schreijende Oogen
Stond de Môder diep bewogen,
Daer de Zoon doornageld hing;
En in heur verbruyzeld Herte,
Omgedräyd van Wee en Smerte,
Een doorboorend Slagzweerd ging;
Hoe bedrukt, hoe nedergeslagen,
Moet die Zegeryke klagen,
Om Gods eenig Kind, haren Zoon.
Ach! hoe streed hy, ach! hoe schreid sy,
't roemrykst Kind aent Kruis te zien.

Man erkennt, daß die Niederländer an der Besiedlung von Bismarcks Heimat einen erheblichen Anteil hatten, damit aber auch an der Bildung jenes Staates, von dem aus die Hohenzollern und Bismarck das Deutsche Reich schufen.

Die Kirche der Altstadt ist Sankt Gotthardt. Sie war das ursprüngliche Gotteshaus der Prämonstratenser, die erst nach dem endgültigen Siege Albrechts des Bären auf die Dominsel überfiedeln konnten. Der untere Teil des Turmbaues stammt aus jener Zeit. Hier hatte die Brandenburger Kalandsgilde einen Altar. Auf dem Marienberg, wie der Harlungerberg nun hieß, erhob sich seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts eine Wallfahrtskirche, die Marienkirche, der unter Friedrich Eisenzahn 1443 die Kapelle des Schwanenordens zugefügt wurde. Die Kirche war durch Jahrhunderte das Ziel frommer Pilger, stand sie doch in dem Ruf, daß die Himmelskönigin und Mutter Gottes selbst sich diesen Ort erkoren hatte. Wir sehen auch hier den alten Götterglauben nachklingen. In der Stiftungsurkunde des Schwanenordens, der „Gesellschaft zum Schwanen“, heißt es:

„Wenn auch alle Leute zum Lobe der Jungfrau Maria ver-

pflichtet sind, so ist doch billig, daß diejenigen, welche auf dieser Erde mehr Ehre durch die Gnade ihres Sohnes empfangen haben, höher als andere Leute ihre Ehre und Würde verkünden und ihren Dienst verstärken. Wenn nun auch ihr Lob in allen Städten verkündet wird, so ist doch billig, daß wir die Stätten besonders ehren, die sie sich selbst ausgewählt und mit mancherlei Wunderwerken gewürdigt hat. Es gibt deren zwar viele auf der Welt, doch besonders ragt unter ihnen hervor in unserem Lande die auf dem Berge zu Brandenburg, wo der Hochgeborene Fürst Herr Heinrich,¹ einstmals der Wenden König, eine schöne Kirche gebaut, unsere liebe Frau viel Gnade getan hat und täglich noch tut."

Der Kurfürst verfolgte mit der Stiftung des Ordens ebenso religiöse wie sittliche Zwecke, was in der durch lange, zuchtlose Kämpfe verwilderten Mark sehr not tat. Er erläutert das Sinnbild des Schwans so: „Wie der Schwan seinen Tod zuvor weiß und beklagt, also wußte und sagte unser Herr seinen Tod zuvor uns zur Weisung, daß wir zwar die Stunde unseres Todes nicht wissen, dafür aber desto sorgfältiger sein sollen, da es doch zweifellos ist, daß wir alle sterblich sind und aus dieser Welt scheiden müssen.“ Der Schwan will uns an den Heldentod unserer Vorfahren gemahnen. Das Schwanengewand gebührte den Wallüren, welche die gefallenen Helden zu Freyja trugen, die oft mit Frigga gleichgesetzt wird. Mehr oder minder bewußte Erinnerungen an den Glauben der Ahnen müssen wir bei den Wissenden jener Zeit voraussetzen. Altes Wissen verlor sich einst nicht so schnell wie in der hastenden, von tausend neuen Eindrücken bewegten Gegenwart. Im Dom findet sich noch ein kostliches Meßgewand, auf welches das Zeichen des Ordens gestickt ist, und in der Münsterkirche zu Heilbronn ist seit dem Jahre 1471 das Totenschild Friedrichs selbst mit der Kette des Schwanenordens aufgehängt. Die Glieder der Kette tragen ein Herz, das von einer Premze (zwei gezahnten Schienen) eingefasst ist. An der Kette hing das Bild der Himmelskönigin mit dem

¹ Pribislaw.

Kinde, umzackt von Sonnenstrahlen, dazu die Mondsichel. Darunter stand geschrieben: „gegrusset sistu der werlde frowe; ave domina mundi; ave gratia plena“. An diesem Bilde hing der Schwan, von einer Dwele (das ist ein weißes Tuch), die nach den Satzungen eigentlich zum Muttergottesbilde gehörte, umwunden.

Der Schwanenorden hat nicht lange geblüht, die Reformation trug andere Gedanken in die deutsche Welt; die Marienkirche mit der ihm gehörenden Sankt Leonhardskapelle¹ verfiel. Friedrich Wilhelm I., dem das Havelland sonst so Großes verdankt, ließ in seinem nüchternen Sinn die Mauern abtragen und die Steine zum Bau seiner Potsdamer Stiftungen verwenden. Einige geringe Reste sieht man heute noch um das Kurmärkische Kriegerdenkmal.

Man darf mit Recht sagen, daß wir hier an einer der heiligen Stätten unseres germanischen Volkes stehen, und wer hier oben still über die weiten Lande schaut, die um Ostern in ihrer Wasserfülle an den Zustand alter Zeiten gemahnen, der fühlt sich von der Andacht umwoben, die überall da in unsere Seele zieht, wo die Erinnerungen an die Ahnen uns umgeben, die stets dann, wenn sie ganz ihren Eigenkräften folgten, herb und frisch wie der deutsche Frühling waren.

Brandenburg, das so ungewöhnlich reich ist an alten, schönen Bauten, hat manchen Winkel, der zum Träumen einlädt, sei es der Kirchplatz von Sankt Gotthardt mit dem Durchblick auf den Rathenower Torturm, sei es der Domhof, sei es der Domkreuzgang oder der von Sankt Pauli, der Pauliwinkel oder der Platz an Sankt Katharinen. Die Katharinenkirche, seit 1395 von Heinrich Brunsberg an Stelle eines älteren romanischen Gotteshauses erbaut, ist ein Hauptwerk des spätmittelalterlichen Backsteinbaues, ein Bau von so viel Schönheit, daß man sich, hat man sich erst in die Betrachtung versenkt, kaum von ihm trennen kann. Die alten Meister, in denen deutsches Wesen noch ungebrochen sich auswirkte, waren ja von einer solchen Fülle der Gedanken, Liebe zum Kleinsten, Innigkeit des Empfindens, daß

¹ Sankt Leonhard oder Lienhard ist der Nothelfer der Gefangenen.

sie sich gar nicht genugtun konnten, immer grösseren Reichtum in ihre Werke zu hantzen. Was aber der Backstein herzugeben vermag, erkennt man selten mit solcher Überraschung wie vor diesem Gotteshaus. Der Raum gestattet uns nicht, alle Teile der Kirche zu schildern. Wir führen einen Teil der Beschreibung an, die Paul Eichholz in den „Kunstdenkmälern der Provinz Brandenburg“ gibt:

„Um großartigsten entwickelte Brunsberg die äußere Architektur der Kirche. Er beschränkte sich zwar bei den Fenstern, deren Sohlbänke ein Kaffsims verbindet, auf das einfachste Stabwerk, entfaltete aber dafür an den Portalen, den äussern nur flachen Wandpfeilern und den Giebeln der Vorbauten einen um so üppigeren Reichtum von durchbrochenem Maßwerk sowie figürlichem und anderem Schmuck jeder Art, deren der Backsteinbau nur fähig war. Zu dem Reichtum der Ziernormen fügte er noch die Wirkung der Farbe durch wechselnden Durchschuss von dunkelgrün überlasten Schichten, durch grüne Glasur an allen Horizontalgesimsen, Schrägen und dem Maßwerk. Der Schmuck der Glasuren erstreckte sich wohl teilweise sogar auf das Innere, das sie noch hier und da unter der Tünche hervorschimmern lässt. Die Abbildungen sowie die folgende Beschreibung können die fast berauschende Wirkung dieses überreichen Gewandes der Kirche nur andeutungsweise wiedergeben. Der Rat der Neustadt und sein Baumeister waren anscheinend einig in dem Bestreben, alles zu überbieten, was in dieser Beziehung bisher geleistet worden war. Noch nie hatte jemand versucht, die äusseren flachen Wandpfeiler der Kirche, die allerdings nur noch die Stelle bezeichneten, wo innen die Hauptstützen des Baugerüstes standen, so völlig in Schmuckformen aufzulösen. Von verstieifendem Stabwerk eingeschlossen, sind sie in drei Stockwerken jedesmal in zwei Blenden geteilt, die am oberen Ende mit einem Figurenpaar unter Baldachinen geschmückt sind. Die flächen zwischen diesen und den gekröpften Teilungsgesimsen sind mit Maßwerkformen erfüllt. Ein breiter Maßwerkfries unter dem Hauptgesims bildet das einzige Band zwischen diesen sonst alleinstehenden Schmuckstücken der Längswände, deren hochschießende Kraft an der Traufe des



Phot. Wilhelm Kogde, Busch Bis Telar.

Werben, Mittelstück der Predella des Hauptaltars.



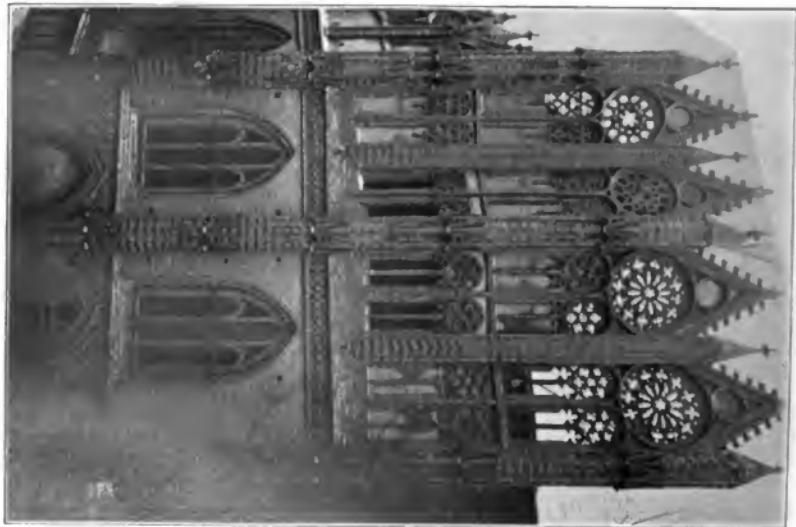
Phot. Wilhelm Kogde, Busch Aplanat.

Brandenburg, Dom.



Phot. Wilhelm Körde.

Brandenburg, Katharinenkirche, 2. Abhofel.



Phot. Wilhelm Körde, 2. Abhofel.

Brandenburg, Schreinchenkapelle.

Schiffes jäh gebrochen wird. Ebenso ist auch an der westlichen Südkapelle, der sogenannten Schöppenkapelle, die westliche Pfeilervorlage mitten im dritten Stockwerk plötzlich ohne Endigung abgebrochen, und ohne alle Rücksicht auf sie beginnt die völlig neue Anordnung eines Aufbaues, der das Satteldach dahinter kaum ahnen lässt. Dieser freilich meisterhaft entworfene Aufbau besteht aus vier gleich hohen sechseckigen Pfeilern und drei schlanken Giebeln von vollendeten Verhältnissen. Die durch Eckstabwerk versteiften Pfeilerchen sind wiederum in drei Stockwerken mit baldachinartigen Wimpergen umkränzt und endigen in kreuzblumenbekrönten Spitzhelmen. In den drei Giebelchen, deren Unterteil durch ein reiches friesmotiv und Sockelgesims abgetrennt ist, herrscht oben der Rundbogen bzw. die Kreisform, welche die Hauptlinien des Maßwerkes bildet. In diese sind die zierlichsten, gleich zarten Spitzengeweben durchbrochenen Rosetten gespannt, deren größte schließlich die mit Kantenblumen besetzten Wimpergen krönen. Dieses lustige Gefüge konnte natürlich nur durch großes technisches Geschick und mancherlei kleine, nicht eben monumentale Hilfsmittel wie Eisen bis zu Drahtstärke herab zu stande gebracht werden und bezeichnet auch in dieser Richtung das Überragende, was noch zulässig ist."

Den Sammelpunkt aller Schönheit bildet die Fronleichnamskapelle. Neben ihr findet man die Figuren der hl. Amalesberga und der hl. Katharina, die beiden ältesten der Kirche. Die letztere trägt das Katharinenrad, das Rad des Rechts, und das Schwert.

Jenseit des sogenannten Kurfürstenhauses liegt das Neustädtische Rathaus, vor dem heute der Roland steht. Einst stand er mitten auf dem Platze nach der Annenstraße zu. Das alte Stadtbuch nennt ihn Ruland. Nach ihm wurde ein Standbild 1402 errichtet. Wahrscheinlich gab es einen hölzernen Roland aber schon viel früher; der jetzige stammt aus dem Jahre 1474. Er ist von großer Kraft und Schönheit. Auffallend ist der Gürtel von dreiteiligen Blättern. Der Brandenburger Roland ist dem 1459 aufgerichteten Magdeburger, der 1631 zugrunde ging, sehr ähnlich. Einst war er versilbert. Im 18. Jahr-

hundert, als er auf den jetzigen Platz versetzt wurde, ward er „mit dauerhafter Ascherfarbe überstrichen und der Kürz mit Gold ausstaffirt“.

Vom Marienberg überschaut man weithin den Beetzsee, dessen äußerster Anfang der Riewendtsee ist. An diesem, wo die feldmarken der Dörfer Riewendt und Wachow zusammenstoßen, liegt ein alter Burgwall, in dessen Nachbarschaft einst die Klinkmühle stand; die Klinkbrücke ist noch heute vorhanden. Hier sucht man die Klinke, das war einst die höchste Gerichtsstätte der Mark östlich der Elbe, da die freien Männer nach alter Art zusammenkamen. Aber bald nach der Deutschwerdung der Mark änderten sich die alten Rechtsbräuche. Der Markgraf erwählte aus den vornehmen Bürgern der Alt- und Neustadt Männer aus, die als Schöppen Recht suchen und finden mußten über die ganze Mark. Inmitten der Havel neben der Langen Brücke war das Haus auf Pfahlrosten errichtet, das dem Schöppenstuhl diente. So groß war das Unsehen des Brandenburger Schöppenstuhls, daß man weit über die Mark hinaus bei ihm Belehrung in schwierigen Rechtsfragen suchte, ja, selbst der König von Schottland schickte einst Boten um Rechtsrat.

Von dem alten Glanz ist Brandenburg wenig geblieben, doch Kur- und Hauptstadt heißt es noch heute, und als 1912 der Kaiser hier weilte, um Ludwig Manzels prächtiges Standbild Friedrichs I. zu enthüllen und das wiederhergestellte Altstädtische Rathaus zu besichtigen, da leuchtete doch die alte Sonne wieder über der Stadt. Und noch sind in den Kirchen und Klostergebäuden, den Rathäusern und Türmen, dem Roland und dem Marienberg die Zeugen einstiger Größe vorhanden.

Wer sich nun der Schönheit des Landes erfreuen will, soll die Havel abwärtsfahren über Plaue, Pritzerbe, Milow, Rathenow, Schollene bis Havelberg. Ein reicher Wechsel von Seen, Hügeln, Wiesen und Wäldern wird das Auge entzücken. Zuerst der große Plauer See, der mit dem Breitling- und dem Mörschen See eins ist. Eine weite blaue Fläche, von Schilf und Binsen gesäumt, von Wald umstanden. Weither schon grüßt uns das Plauer Schloß, das unmittelbar am Wasser liegt. Heute gehört

es dem Grafen Königsmarck; einst saß hier Hans von Quitzow, über den Engelbert Wusterwitz, der Chronist von Brandenburg, weidlich klagt. Ein unbequemer Nachbar war er auch gewiß. Über er verdarb dem Erzbischof von Magdeburg die Lust, die märkische Grenzeste nehmnen zu wollen. Es ist um Plaue, Milow und Rathenow zwischen den Stiftischen und den Märkischen genug gekämpft worden.

Im Frühling, bei hohem Wasserstand, sind die Wiesen rechts und links der Havel bis Havelberg hin überschwemmt. Dann sieht man oft meilenweit nichts als Himmel und Wasser. Darum soll man zu Ostern in diesem Lande wandern. Dann blühen über dem blauen Wasser die gelben Dotterblumen, hier Kuhblumen genannt; das erste Grün wagt sich hervor, das gibt ein Farbenspiel, das köstlich ist. Liecken¹ locken, Lörche lassen die weiße Brust leuchten, der Reiher steht stolz im Wasser und äugt nach Fischen oder schlingt hoch über den Wäldern seine Kreise, und sein silbergraues Gefieder blitzt in der Sonne auf. Wer Glück hat, sieht den Steinor² schwimmen und hört die Rohrdommel trommeln, Scharen von Enten fliegen auf, Märzenten, Krickenten, Moorenten, Ringelenten und wie sie alle heißen. Man findet auch Wildgänse brüten. Durch die unselige Havelregulierung ist ja auch viel Gevögel verschwunden. Man soll darum nicht hastig das Land durchheilen, sondern sich Zeit lassen, dann wird man doch alles noch finden. Man sieht auch hin und wieder noch einen Fischer mit dem Staken auf die Hechtjagd gehen oder mit dem Wurfnetz Zander und Aland aufzöbern. Vielleicht wirft er auch des Abends noch Alpuppen. Viel aber ist von der Havelfischerei nicht geblieben. Die Regulierung hat die Fischer, deren Familien seit Jahrhunderten hier saßen, zumeist entwurzelt und in die Fabriken getrieben.

Überall an der Havel von Werder abwärts sieht man die hohen Schornsteine der Ziegeleien. Woher kommt all die Tonerde? Welches ist der Grund, daß man nur am Unterlauf jenen

¹ Das schwarze Wasserhuhn mit der weißen Brust.

² Ein kleiner Taucher; Lörch ist der größere Taucher.

Ton findet, welcher die bekannten roten Rathenower Ziegel gibt? Nun, es sind einst hier Arme der Elbe durchgegangen, welche östlich und westlich des friesacke Ländchens in das Warschau-Berliner Haupttal mündeten; einer der Arme ging im heutigen Haveltal westlich des Ländchens Rhinow schon in die Vereinigung des Warschau-Berliner und des Thorn-Eberswalder Haupttals. Die Tonerde, welche die leuchtend roten Rathenower Ziegel gibt, ist nichts anderes als Elbschllick. Dieser ist frei von Kalk, enthält dagegen viel Eisen, dem eben die rote Färbung beim Brennen zu danken ist. Der Elbschllick entstammt dem Thüringer Buntsandstein und wird durch die Nebenflüsse der Elbe aus dem Thüringer Wald herabgeführt. Das ganze Gebiet ist einst ungeheuer wasserreich gewesen, die Stromtäler waren oft einige Meilen breit. Nur einige Hochflächen ragten als Inseln aus dem Wasser hervor, in unserem Gebiet das Höhenland von Tangermünde, das von Urneburg, das Land Schollene und prignitzische, welches bei Havelberg beginnt. Die Vieritzer und Milower Berge, die Premnitzer Berge und der Weinberg bei Rathenow waren vereinzelte Kuppen, die über das Wasser ragten.

Rathenow hat die Merkwürdigkeit, daß die Kirche zwei Heiligen geweiht wurde und daß diesen Heiligen zu jeder Seite des Chors eine eigene Kapelle erbaut wurde. Die Nordkapelle gehört dem heiligen Andreas, die Südkapelle der Mutter Maria, beide Kapellen bei aller Schlichtheit doch architektonische Schmuckstücke. Nun wissen wir, daß in der Mutter Maria frigga, die Göttermutter, aufging und in der Gestalt des Andreas der Hammerwerfer Thor. Auf Meilen auf- und abwärts bietet die Havel keinen anderen Übergang als eben hier, wo der Hügel sich zwischen zwei Armen der Havel erhebt. Wo hätten unsere Ahnen links und rechts der Havel eine geeigneter Stätte gefunden als diesen Hügel, um die Götter zu ehren, den Thing zu halten und Recht zu sprechen? Rathenow ist aus mehreren Orten zusammengewachsen, die alle in der Nähe des Hügels und doch entfernt von ihm gelegen waren. An uralt heiliger Stätte erbaute man, wie allerorts in Deutschland, dem neuen Christusglauben, in dem man so viel von Balder und frigga und gar

Wodan wiederfand, das Gotteshaus. Was nicht befremdet, der Name scheint eine Erinnerung festzuhalten an die Zeit, da man hier Recht sprach nach der Sitte der Väter. Rnodnau nennt man die Stadt hierorts; das klingt wie Ruot und Au; Ruot aber bedeutet Recht. Der Einwand, daß die Wendenzeit die alt-germanischen Erinnerungen unterbrochen habe, kann heute nicht mehr gelten, da man weiß, daß die ganze Zeit der Fremdherrschaft hindurch Germanen, die dem alten Götterglauben anhingen, hier wohnen blieben und daß das nicht sehr zahlreiche Wendenvolk auf Rasse, Sitte und Sprache der Bevölkerung keinen besonderen Einfluß ausübte.

Rathenow hatte einst eine einflußreiche Kalandsbrüderschaft. Man kann gewiß vielem, ja dem meisten, was Guido von List lehrt, zweifelnd gegenüberstehen. Und doch führt ihn ein dichterisches Ahnen Wege, auf denen die Wissenschaft einst noch bedeutsame Funde machen wird. Wenn er meint, daß die Kalandsbrüder, ehe die Gemeinschaft entartete, heimliche, heilige Wissenschaft gehabt hätten, so ist das nicht von der Hand zu weisen. Bezeichnend, daß gerade hier die Kalandsbrüder einen Sitz hatten. Das Wort Kalauer gehört in diese Gedankenverbindung. Unserem Kalauer haben die Franzosen das deutschstämmige Wort calembourg (= Wortspiel) an die Seite zu stellen. Es hatte mancher Brauch und manches Wort einen geheimen Sinn, der auf den alten Glauben wies. Doch mit den Jahrhunderten ward Brauch und Wort eine leere Form, und diese ward zum Spott.

Die Sweben hatten einst hier ihre Sitze, nachdem sie von Skandinavien gekommen. Später wanderten sie südwärts, sicher aber einen Teil des Volkes zurücklassend, und fanden neue Sitze im schwäbischen Lande, dem sie den Namen gaben, ja, ein Teil ging bis in die Schweizer Berge hinauf. Er bewahrte sich die Erinnerung an die älteste Heimat. Stumpf erzählt in seiner Chronik (Zürich 1548) von der „alt härgebracht sag“, daß sich seine Landsleute „gerümpft habend, von den alten Schwediern abkommen seyn“. Friedrich Schiller, der für die uns heute bewegenden Fragen oft ein überraschend feines Ahnen hatte, nimmt die Überlieferung im „Wilhelm Tell“ auf:

Es war ein großes Volk, hinten im Lande
 Nach Mitternacht, das litt an schwerer Leidung.
 In dieser Not beschloß die Landsgemeinde,
 Daß jeder zehnte Bürger nach dem Los
 Der Vater Land verlässe. — Das geschah!
 Und zogen aus, wehklagend, Männer, Weiber,
 Ein großer Heerzug nach der Mittagssonne. . . .

So ist es eine gerade Verbindung von Schweden über Elb- und Donauland zur Schweiz, und ist doch alles nur ein Volk, das durch die Stimme des Blutes auch wieder zusammengeführt werden wird, wenn besonders Schweden einst nicht mehr von der Zeitgedanken Blässe angekränkelt sein und germanischen Mannesmut, germanische Kampfeslust wiedergefunden haben wird.

Die Sweben ließen sich, als sie von Norden kamen, auf Jahrhunderte an dem großen Fluß nieder. In Schweden sagt man Elf, hier aber Elbe; selbst ein Havelarm unterhalb Rathenow heißt noch heute die „alte Elbe“. Als der schwäbische Graf Friedrich von Zollern vor fünfhundert Jahren in das Land an Elbe und Havel zog, um in der Folge dort das deutsche Kaisergeschlecht der Zukunft zu begründen, kehrte er doch nur in die alte Heimat seines Stammes zurück.

Erst im 13. Jahrhundert erscheint Rathenow in den Urkunden, dort auch Ratenhow genannt. Es bleibt bis in das 19. Jahrhundert ein unbedeutendes Uckerbürger- und Fischerstädtchen, mit nur etwas Handel und Flößerei. Sechshundertfünfzig Fischer waren in der Stadt; bei 2000 Einwohnern gehörte also mindestens der zehnte Teil der Bevölkerung zur Fischerei, die der Stadt damit ein eigenartiges Gepräge gab. Diese Fischer waren keineswegs wendische Abkömmlinge, wie man oft annimmt. Manche Familie kann nachweisen, daß sie seit dem 14. oder gar 13. Jahrhundert an der Havel sitzt, und die Namen sind gut deutsch: Mahnkopf, Schröder, Wiggert, Hellgrebe, Stendel, Heindorff, Schulz, Woltersdorff, Schwechten — sie klingen gewiß nicht wendisch. Jetzt hat man diese bodenständige Bevölkerung zumeist von der Havel verdrängt. Man wollte den Fluß regu-

lieren, stellte die Pläne auf, ohne die alten Zusammenhänge und Verhältnisse zu kennen, und eines Tages mußte man erkennen, daß man einige hundert Fischerfamilien um ihr Brot gebracht hatte. Man kann mit der neuzeitlichen Technik sehr viel erreichen; aber wenn der Mensch mit ihr der Natur zu Leibe will, erhält er doch die Lehre, daß er ihr gegenüber ein armseliger Stümper bleibt. Gottes Schöpfung ist so wunderbar und fein, daß des Menschen Hände vor ihr doch ungeschickt und grob bleiben.

Rathenow war Jahrhunderte hindurch Grenzfeste, da ein erzbischöflich-magdeburgischer Zipfel sich in den Winkel zwischen Havel und Elbe hineinschob. Die Ländchen Jerichow und Schollene waren einst märkisch gewesen und gehörten nach ihrer Lage zwischen Altmark und Havelland von Rechts wegen auch dazu. Von 1126 bis 1134 war der heilige Norbert, der asketische Begründer des Prämonstratenserordens, Erzbischof in Magdeburg. Er träumte von einer großen geistlichen Herrschaft weit in den slawischen Osten hinein. Da kam der gewaltige Albrecht der Bär und machte das Land an der Havel deutsch. Der weltlichen Herrschaft des Erzbischofs wurde damit der Osten verriegelt. Norberts Nachfolger Wichmann, von deutscherem Empfinden, lieh Albrecht seine Unterstützung, der die Bistümer Havelberg und Brandenburg neu gründete, sie in weltlichen Dingen aber unter seine Hoheit stellte. Doch in der Folge nahmen die Erzbischöfe Norberts Überlieferungen wieder auf; als die Fürsten Otto II. und Albrecht von Brandenburg mit ihnen in Streit gingen, mußten sie, um dem Bannfluch und damit schwersten Wirten in ihrem Lande zu entgehen, den Elbhavelwinkel im Jahre 1196 an das Erzstift Magdeburg abtreten.

Rathenow hatte in den schweren Zeiten, welche auf die Askanierrherrschaft folgten, mehrfach die Leiden einer Grenzstadt zu überstehen. Die Erzbischöflichen trachteten nach dem wichtigen Havelübergang, der ihnen den Weg in das Havelland sichern sollte. Die Stadt hatte nicht die Mittel, sich wehrhaft zu erhalten, die lützelsburgischen Landesherren preßten wohl Geld aus der Mark, gaben aber zum Notwendigsten nichts her. So zerfiel die

Stadtmauer; vor allem oben am steilen Hang des Kirchbergs, wo man einen Angriff wohl am wenigsten fürchtete, lag sie in Trümmern. Bis ins 18. Jahrhundert war nur die heutige Altstadt bebaut; wo heute die Neustadt ist, dehnten sich Gärten und Felder. Wenn man über den Paradeplatz zum Weinberg hinaufgeht, tut sich rechts über dem Stadtgraben — als solcher diente der Havelarm — ein schönes Stadtbild auf. Unten ist die Wasserporte, wo 1675 die Kurfürstlichen zuerst eindrangen; oben sieht man das Gemeindehaus. Dort stiegen 1394 die Magdeburgischen mitten im Winter unversehens ein. Die Bürger wurden überrascht und konnten sich nicht mehr zur Wehr setzen. Als die Kriegsknechte die Plünderung beendet hatten, ließ Erzbischof Albrecht sich huldigen. Nun wählten die Bürger sich sicher. Wer noch irgendein Gut hatte verstecken können, holte es hervor, weil er meinte, nun wieder wie in friedlichen Tagen leben zu können. Da ließ des Erzbischofs Hauptmann Friedrich von Alvensleben die wohlhabenderen Bürger, die gut brandenburgisch gesinnt waren, zusammentreiben, wie sie gingen und standen; viele waren kaum notdürftig bekleidet. So jagte er sie zur Stadt hinaus und schloß die Tore hinter ihnen. Es war eine bittere Kälte. Mancher fand wohl eine Zuflucht in den Nachbardörfern, daß er doch sein armseliges Leben rettete. Andere aber sind elend erfroren.

Der Erzbischof mußte die Stadt schon 1396 an Lippold von Bredow geben, sie kam damit wieder an die Mark. Lippolds Schwiegersohn war Johann von Quitzow, dessen Bruder Dietrich sich hier wenige Jahre später von Friesack aus festsetzte. Die Quitzows! Auch sie sind Kinder des Bismarcklandes. Wie hat man sie geschmäht. Und sie haben auch arg gehaust. Über man sollte daran denken, daß die Nachrichten über sie von ihren Gegnern stammen. Die märkischen Ritter jener Zeit hatten keine Geschichtsschreiber wie die Städte und Klöster; sie waren wehrlos dem Urteil der Nachwelt ausgeliefert. Die Quitzows waren Männer einer rauhen, selbstsüchtigen Zeit, in der ein jeder nur den eigenen Vorteil zu wahren suchte. Die Erkenntnis, daß der einzelne nur inmitten eines glücklichen Volkes, in einem starken Staate ge-

deihen kann, war erst wenigen geworden. Als aber der Mann kam, der sich in seinen Sorgen und Kämpfen für Kaiser und Reich diese Erkenntnis errungen, mußten die Quitzows zusammenbrechen. Wären die Quitzows Herren der Mark geworden, so hätte sie unter starkem Schutz gestanden und wäre vor feindlichem Raub und Fehde gehütet gewesen, aber sie wäre nimmer die Wiege des neuen Deutschlands geworden. Darum ist der Fall von Friesack, Rathenow und Plaue doch ein Ereignis von allgemein deutscher Bedeutung. Und noch einmal wurde der Fall Rathenows ein deutsches Ereignis, als der Große Kurfürst am 15. Juni 1675 es mit stürmender Hand nahm und hier die erste Bresche in die Macht Schwedens legte. In meiner Erzählung „Der Tag von Rathenow“ habe ich diese Zeit geschildert.

Unter Friedrich Wilhelm I. wurde die Stadt über die alten Mauern hinaus erweitert. Es entstanden die Berliner, die Berg-, die Brandenburger Straße. Soweit nicht neue Bauten störend dazukamen, haben diese Straßen noch die alte Traulichkeit. Man verstand damals zu bauen, in den letzten Jahrzehnten verstand man es nicht, und auch heute versteht man es kaum. Was Rathenow an Bauten der neuesten Zeit aufweist, ist meist unerfreulich. Der Neubau der optischen Firma Nitsche & Günther hat sein Gutes, aber er paßt nicht in die Stadt hinein und steht in seiner Größe zu hart an der Straße. Anders ist es mit dem Schwechten'schen Kreishausbau. Er ist in märkischem Backstein aufgeführt und erinnert an dessen beste Überlieferungen. Links und rechts vom Frontgiebel wäre ihm mehr Gliederung zu wünschen. Der Frontgiebel selbst mit den geschickt eingefügten Standbildern Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen und der Giebel nach dem Fontanepark sind ganz förmlich durchgeführt. Das Maßwerk erinnert an die Fronleichnams- und die Schöppenkapelle der Katharinenkirche in Brandenburg sowie an das Rathaus in Tangermünde. In dem roten Backstein hat man hier einen bodenständigen Baustoff, der allerdings nicht in willkürlichen Bauformen verwendet werden kann. Es ist nötig, wieder in die strenge Zucht und Schule der Alten zu gehen. Ein prächtiger Platz war einmal der Paradeplatz mit dem Denkmal

des Großen Kurfürsten. Die Neubauten haben seine Schönheit zerstört, die neuen Anlagen verunzieren mehr als daß sie schmücken. Von einem Unglück ist Rathenow noch verschont geblieben, den Leitungsdrähten einer elektrischen Straßenbahn, die wie in so vielen Städten auch in Brandenburg so viel Schönheit vernichtet haben. Oder wie hat die Post gesündigt, als sie ihre Leitungsdrähte am Hühnerdorfer Tor in Tangermünde anbrachte! Ein ehrfürchtigeres Geschlecht als das heutige wird alte Schönheit, das Vermächtnis unserer Väter, die mehr konnten als wir, auch mehr achten. Warum sucht man Schönheit heute nur in alten Städten? Warum gelingt es in unserer Zeit so selten, ein schönes Stadtbild neu zu schaffen? Ludwig Hoffmann, der an die alten Bauüberlieferungen glücklich anknüpft, hat Berlin viel Gutes gegeben; in unseren kleinen Städten liegt aber noch so ziemlich alles im argen.

Rathenow ist heute die Garnison der Zietenhusaren, jenes alten ruhmbedeckten Regiments, das 1730 unter Friedrich Wilhelm I. gegründet wurde, das einen Zieten, einen Sohr, einen Rosenberg zu seinen Führern zählte. Was die preußische Reiterei heute ist, verdankt sie der Arbeit eines Rosenberg. Prinz Friedrich Karl, der die Uniform des Regiments trug, kam oft nach Rathenow, als Rosenberg seine bahnbrechenden Neuerungen hier erprobte. Auf dem Exerzierplatz erinnert ein Stein an ihn. Nur schade, daß dadurch Frau Harke auf dem Hohen Rott beraubt ward! Sonst aber wäre auch er wohl zerschlagen zum Friesacker Steinweg verwendet worden. Am Weinberg zeigt man den hohen steilen Abhang, den Rosenberg seine Husaren schwadronsteife hinunterreiten ließ. Ja, sie lernten unter ihm reiten! Und schneidige Reiter hat das Regiment auch nach ihm gehabt, die auf den deutschen Rennplätzen so manchen besten Preis sich holten.

Der Exerzierplatz liegt am Wolzensee, der zum größeren Teil von Kiefernwald umsäumt wird, und an dem, wie man hofft, der Heldenhain für die Gefallenen von 1914/15 sich erheben wird, ein See von märkischer Schönheit. Drüben liegt die Königsheide, die noch Schätze deutscher Tier- und Pflanzenwelt birgt. Doch die verrät der Kundige nicht, daß sie nicht ausgeraubt werden;

wir sprachen schon von unserer ehrfurchtslosen Zeit. — Ein Heidegrab ist da, von der Sage umwoben, unter einer mächtigen Eiche. Das adlige Fräulein, das da unter den dunklen Kronen schlummert, soll einen Zollernprinzen geliebt haben, so erzählt das Volk. Die Königsheide ist ein Wald zum Träumen, würdig, daß ein Schwind ihre Geheimnisse im Bilde deute.

Seinen Weltruf verdankt Rathenow der stillen, treuen Arbeit eines Pfarrers. Johann Heinrich August Duncker hieß er. Ihm verdankt Deutschland sein optisches Gerwerbe, seine Brillen, Prismengläser, Mikroskope, photographischen Linsen, mit denen es den Weltmarkt beherrscht. Ob nun Goerz oder Zeiß, sie sind alle hervorgegangen aus der Anstalt des Pfarrers Duncker, die als „Emil Busch A.-G.“ heute noch in voller Blüte steht und von keiner anderen hat übertroffen werden können. August Duncker wurde am 14. Januar 1767 als Sohn des Archidiakonus Johann Jakob Duncker in Rathenow geboren. In Halle studierte er Theologie; hier trat er in Verbindung mit den fränkischen Stiftungen, an denen, als Vorläufer unseres Handfertigkeitsunterrichts, das Drechseln und Glasschleifen eingeführt war. Der Student, der sich schon immer viel mit der Physik beschäftigt hatte, wandte sich hier nun der Optik zu und lernte mit besonderer Freude das Linsenschleifen. Er suchte dieser Arbeit, die rein handwerksmäßig betrieben wurde, eine wissenschaftliche Grundlage zu geben. Erkannte er doch sogleich die große Bedeutung dieser Arbeit für seine Mitmenschen. Man war damals noch auf die gegossenen Brillengläser angewiesen, die von Nürnberg aus vertrieben wurden und den Augen mehr schadeten als nützten. Nach der Beendigung seines Studiums kehrte er in die Heimat zurück, um den inzwischen fast taub gewordenen Vater im Amt zu unterstützen. Es war nicht gerade verlockend gewesen, die Adjunktenstelle bei seinem Vater anzunehmen. Mußte er doch von dessen Gehalt mitleben, und das betrug 400 Taler jährlich. Doch die Kindespflicht gegen den Hilfsbedürftigen überwog alle Bedenken. Er hat danach neunzehn Jahre mit seinem Vater diese Armut geteilt. Dabei hatte er sich früh mit einem tüchtigen, aus einer guten, aber unbemittelten Familie stammenden Mädchen

verheiratet. So war er in steter Bedrängnis. Das brachte ihn auf den Gedanken, seine Kenntnis im Linsenschleifen zu verwerten; konnte er damit doch auch vielen leidenden Menschen eine Wohltat bringen, und er konnte noch ein Gutes tun. In Rathenow stand das Leibkarabinier-Regiment. Man weiß aus den Lebenserinnerungen Karl Friedrich von Klödens, der auch ein Soldatenkind war, welch erbarmungswürdiges Los diese hatten. Es hat auch August Duncker um die armen Kinder leid getan; es mußte für die meisten eine Himmelsgabe sein, aus dem Elternhause genommen und beschäftigt zu werden. Aus all diesen Gedanken kam der junge Pfarrer dazu, eine Brillenschleiferei einzurichten. Das nötige Geld streckte ihm der Garrisonprediger Samuel Christoph Wagener, der Verfasser der Rathenower Chronik, vor. Das Jahr 1800 wurde das Geburtsjahr der optischen Industrie der Havelstadt und damit Deutschlands. Im Schatten der Marien- und Andreaskirche steht das Archidiaconatshaus — heut erneuert, aber leider nicht im alten guten Geiste —, auf dessen Boden und in dessen Nebengebäuden die Soldatenknaben nun unter Aufsicht des Garrisonküsters Brillengläser schliffen. Bald baute Duncker auch Mikroskope, fernrohre und Dunkelkammern. Schon im Herbst des Jahres 1800 überreichte er dem jungen preußischen Kronprinzen ein selbstgefertigtes Mikroskop, an dem auch der König seine Freude hatte. Von berufenen Gelehrten wurden die Leistungen Dunckers anerkannt; man sah ein, wie wichtig sie für die Volkswohlfahrt waren. Der Staat übernahm auf fünf Jahre die Verzinsung des Anlagekapitals, das eine Höhe von 7000 Talern hatte.

August Duncker war von vielseitiger Begabung; so zeichnete er vortrefflich. Das veranlaßte ihn, eine Zeichenschule einzurichten, in der ihm seine älteste Tochter zur Seite stand. Er gab auch ein Werk über Giftpflanzen heraus, zu dem er die Kupferplatten selbst stach und das er in seinem Hause kolorieren ließ. Brilleneinfassungen in Horn, Eisen und Stahl ließ er unter seiner Leitung herstellen, seine Kinder mußten die Brillenfutterale anfertigen. Er aber war es, der alles vermochte, er war eben in allen Säcken gerecht. Als er, ziemlich frühzeitig, schwerhörig wurde,

erfand er gar noch ein Hörrohr, das allgemeinen Eingang fand. Der preußische Staatskanzler Fürst Hardenberg, der auch schwer hörte, ließ sich ein solches Hörrohr kommen, als er in Wien auf dem Kongreß weilte. Man weiß nicht, ob es dort noch mehr schwerhörige Diplomaten gab. August Duncker hat dabei bis an sein Ende in dürftigen Verhältnissen gelebt. Er verstand es nicht, mit seinen Erfindungen Geschäfte zu machen — eben der schöpferische deutsche Mensch, der um seiner Träume willen lebt.

So erfreulich das Unternehmen in den ersten Jahren aufblühte, so groß wurden bald die Schwierigkeiten. Es kam die franzosenzeit, die schwer auf alle Verhältnisse drückte. Duncker hatte in diesen Jahren nicht mehr als acht, oft noch weniger Hilfskräfte. Im Sommer 1819 erkrankte er an einem Nervenfieber, das sein Leben gefährdete. Wohl gelang es den Bemühungen des berühmten Geheimrats Heim, dieses zu retten; doch der Pfarrer stand vom Krankenlager als ein kindischer, geistesstumpfer Greis auf. So endete dieses tätige Leben, das in so vieler Hinsicht von ähnlicher Art war wie das Krupps und Borsigs, in tiefstem Unglück.

Dunckers Sohn Eduard führte das Werk des Vaters fort. Am 7. April 1840 trat ihm sein Neffe Emil Busch, der Sohn seiner Schwester Jeanette, zur Seite. Dieser war in Berlin an der von Klöden geleiteten Gewerbeschule vorgebildet worden. Theodor Fontane und Ludolf Parisius sind mit ihm Schüler dieser Anstalt gewesen. Emil Busch ersetzte das Rößwerk durch die Kraft des Dampfes. Dampfmaschinen waren damals noch etwas Seltenes. Die mit Blumengewinden geschmückte Maschine wurde mit Musik eingeholt. Es war ein feßlicher Tag für das ganze Städtchen, in dem man zwei Jahre später einen Bismarck mit Steinen bewarf und dann doch in den Landtag wählte. Busch hat den Grund zu der Weltbedeutung der Firma gelegt, die heute noch seinen Namen trägt. Weit über tausend Arbeiter und Angestellte zählt sie heute. Neben Brillen, vor allem den Isotystargläsern, um deren Berechnung die Wissenschaft seit Dunckers Zeiten bemüht war, sind ihre Erzeugnisse besonders Prismengläser und Fernrohre aller Art, Mikroskope, Bildwerfer

(einst Projektionsapparat genannt) und photographische Apparate (der Wandervogel sagt „Strahlfalle“). Mit Busch-Objektiven sind die Bilder, welche dieses Buch schmücken, aufgenommen. Es sind im Laufe der Zeit neben der firma Busch viele neue Betriebe entstanden, die ihre Kräfte alle aus deren Werkstätten nahmen. Ist die firma Busch doch das Mutterhaus für die gesamte optische Industrie Deutschlands. Zu gleichem Umfang arbeitete sich im Laufe weniger Jahrzehnte die firma Nitsche & Günther auf, die jährlich Millionen von Brillen in die ganze Welt versendet, dazu die Linsensysteme für die großen Leuchtfelder und Scheinwerfer herstellt. Im ganzen gibt es in Rathenow etwa 140 optische firmen. Es hat sich hier ein Stamm von begabten, tüchtigen Arbeitern gebildet, der schon in seiner Erscheinung etwas Eigenes hat. Das ganze Leben der Stadt wird durch die optische Industrie bestimmt; man glaubt am Stammisch vielleicht mit einem Kleinbürger zusammenzutreffen, der kaum über die Tore der Stadt sah, und dann erfährt man, daß er jährlich seine Reise durch Russland, Ungarn oder Schweden macht, daß sein Sohn in Buenos Aires oder Konstantinopel eine optische Werkstatt leitet, und daß er selbst in seinen jungen Jahren in Sidney oder Tokio Verkäufer war.

Der Stolz der Rathenower ist es, daß sie Bismarck halfen, als er in den Sattel stieg. Daß sie dem jungen, kaum im öffentlichen Leben bewährten Edelmann ihr Vertrauen schenkten, dürfen sie sich wohl als Verdienst anrechnen. Die Stadt wurde in dem unruhigen Jahr 1848 von dem sehr demokratischen Bürgermeister Fischer regiert, der sich in den breiten Volkschichten einen zahlreichen Anhang verschafft hatte. Im April schon hatten diese unter den Eichen auf dem Turnplatz, die fünf Jahre vorher zur Erinnerung an das tausendjährige Bestehen des Reiches gepflanzt waren, eine Versammlung gehalten, in der sie forderten, daß die Bäcker größere Backwaren bauen, daß die Mahlsteuer abgeschafft und das Rauchverbot aufgehoben würde. Fischer aber suchte den Sinn der Menge auf höhere Dinge zu lenken: gegen Staat und Krone mußte es schon gehen, und wirklich brachte er die Gemüter in solche Siedehitze, daß man das Militär anrief. Dank

dem besonnenen Verhalten des Rittmeisters von Koße kam es zu keinem Blutvergießen; aber siebenundzwanzig Bürger wanderten in Gefängnis und Zuchthaus. Es kam zu erregten Auftritten in der Versammlung der Stadtverordneten, da die Königstreuen sich endlich auch verbunden hatten. Der Gärtner Bölké erklärte dem Bürgermeister, daß er kein Vertrauen mehr zu ihm habe. In diese erregte Zeit — es war mittlerweile der Januar 1849 gekommen — fiel die Aufstellung Bismarcks, des Schönhauser Guts-herrn und Deichhauptmanns, zum Landtag. Im Bölkéschen hause entwickelte der junge Edelmann den Rathenower Wahl-männern seine Gedanken und Absichten; er machte so tiefen Ein-druck auf sie, daß sie ihm hernach ihre Stimme gaben, obwohl er für manchen der politische Gegner war. Sie gaben, da die Wage schwankte, den Ausschlag für ihn, und jeder Deutsche wird heute sagen, sie taten wohl daran. So setzte sich hier schon auf diesem damals so unruhigen Boden die keimende Größe des Einzigsten durch.

Die Stadt bietet wenig an alten Bauten. Die alten Wohn-häuser sind nicht bedeutend, da der Wohlstand einst nicht groß war. Das Rathaus am Markt, das schöne Gewölbe hat, ist durch einen Aufbau ganz und nicht zum Vorteil verändert, die alten Tore hat Friedrich Wilhelm I. abtragen lassen, damit man Steine für den Bau der Neustadt gewinne. Nach alten Stadt-an-sichten muß Rathenow über dem Wasser einst einen schönen und reichen Unblick geboten haben. Reizvoll ist die Marien-Un-dreaskirche, und eigenartig ist das Denkmal des Großen Kur-fürsten auf dem Paradeplatz, das durch die neuen Unlagen, vor allem durch die Gitter, sehr verloren hat. Es ist das erste Denkmal, das einem Zollern vom dankbaren Volke errichtet wurde. Wenn man trotzdem von der lieblichen Havelstadt spricht, so dankt sie diesen Ruf ihrer Umgebung, die allerdings über-raschend reich an Schönheiten ist. Wald, Wiese, Fluß, See, hügel in stetem Wechsel geben viele unvergleichliche Bilder. Kann man in Rathenows Umgebung doch zwölf Seen zählen.

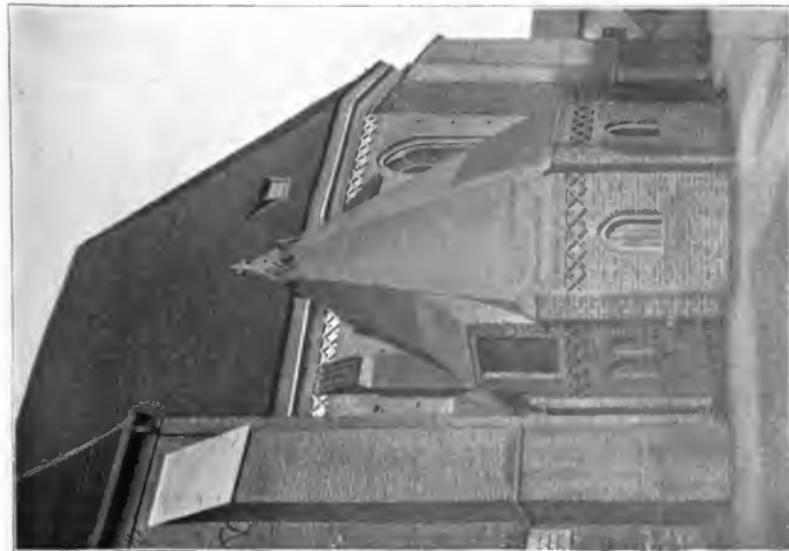
Im Nö. te winkel. Ob es nun die vielen Haselnüsse sind, die in diesem Erdenwinkel einst wuchsen und die man auch heute noch

findet, wenn man nur zu suchen versteht, von denen der Name Nö_etwinkel kommt, das weiß ich nicht. Es ist mit der Erklärung der alten Namen immer so eine Sache. Über daß diese paar Quadratmeilen Erde eins der kostlichsten Stücke märkischen Landes umschließen, das will ich ganz gewiß sagen. Ich bin schon mit manchem Dichter und Maler diese stillen Wege gegangen, sie preisen alle ihre Schönheit, und sie müßten es doch eigentlich wissen. Schon in die Straßen Rathenows hinein grüßt der Wald, die schwarzdunklen Kiefern („Kienen“ sagt man hier) und die weißen lustigen Birken. Das gibt einen ganz eigenen Zusammenklang; wenn ich ihn irgendwo draußen in der Welt — wir sagen hier so, denn wir sind in unseren Heiden und Lüchern und Seewinkeln ganz aus der Welt — wenn ich ihn also da wiederfinde, dann denke ich immer an meine Heimat, und dann kommt die Sehnsucht, daß ich heimfahren möchte. Ja, so sind wir verschrienen Märker, die wir doch auch schon in Ostelbien wohnen — beinahe so weit hinein in Ostelbien wie die Berliner. Der Wald wird bald hinter der Stadt noch einmal unterbrochen; da dehnen sich links und rechts vom Wege die Laubengesellschaften; „Waldfrieden“ und solche Namen findet man hier. Ist das nicht ein Klang aus deutschem Gemüt, der aus diesem Namen tönt? Ein Spuk, der leider sehr handfest und greifbar ist, hat den deutschen Menschen aus dem Mutterboden gehoben, aus dem er seit Jahrtausenden all seine herrlichen Kräfte hob; nun verlangt es ihn zurück. Garten, Land und Wald — die deutsche Seele verdotzt, wenn sie die nicht hat. Vielleicht kommt der Bismarckstarke einmal, der uns wieder einpflanzt in den Mutterboden. Nach viel Not und Leid ist ja alles deutsche Sehnen immer noch in Erfüllung gegangen.

Der faule See schließt sich links an die Gärten. Heute sind nur Wiesen dort, mit Birken und moorgewachsenen Kiefern bestanden; ich weiß aber die Zeit noch, als ein flaches, sumpfiges Wasser darüberstand, und in großen Wasserjahren wie 1915 kommt es auch jetzt noch wieder. Damals war dort ein Jungenparadies, man konnte da Molche fangen und fand auch wohl wirkliche Feuersalamander. Wenn die Abendsonne über dem faulen See



Phot. Wilhelm Kogge, Bisch. Neumünster.
Rathenow, Marien-Andreaskirche.



Phot. Wilhelm Kogge, Bisch. Neumünster.
Rathenow, Marien-Andreaskapelle.



Phot. Wilhelm Körber, Eisenach 2115. Urheber.

Mittelpunkt des Lettners im Eisenberger Dom.



Phot. Wilhelm Körber, Eisenach 2115. Urheber.

Leuchter im Dom zu Eisenberg.

die Wolken färbt und ihre rote Glut nach einem Regen die Kiefernstämmе mit Feuerglut übergießt, das ist ein Bild, wie es kein Wanderer, der es einmal sah, vergißt.

Rechts führt der Schlangensteig unter alten prachtvollen Eichen dahin; ein Wiesenwinkel zieht sich in den Wald hinein, im Sommer ein Bild des Friedens. Die Eichen wollten einige Leute, die in jedem Baum nur eine Summe von Festmettern Bau- und Brennholz sehen, vor ein paar Jahren zu Nutzen des Stadtsäckels niederlegen. Da erhoben aber die Stadtväter Einspruch, die der Stadt nicht ein Stück aus ihrer Schmuckkrone brechen wollten. Schlangensteig — wir fangen hier noch manche Kreuzotter, die neben den Mücken unser unerwünschtester Mitbewohner ist. Vor den Mücken soll man sich nicht gar zu sehr fürchten; wenn man von ihrem Gift genügend durchtränkt ist, wird man gegen ihre Stiche unempfindlich. Als richtiggehender Havelländer weiß ich das.

Nun geht es immer unter Kiefern mit eingesprengten Eichen und Birken dahin. Der Weg gewährt voraus oft überraschende Blicke; man vergißt ganz, daß die Kiefer ein Bild der Dürftigkeit sein soll. Ein Stück Erlenland erinnert uns daran, daß nicht weit vom Wege das Riesenbruch ist. Woher der Name kommt, weiß nicht einmal die Sage, die uns in dieser Gegend sonst viel von Riesen erzählt. In das Riesenbruch muß man des Nachts gehen, wenn der Mondglanz über dem Nebelmeer liegt. Dann bellen hier die Rehe, und die Himmelsziege läßt die Luft durch ihre Federn streichen, daß ein Meckern unterm Mond hingehet, gerade als hätte der arme Reisigträger da oben — im Havellande sagt man übrigens, daß es ein Kohldieb wäre — seine Ziege nachgeholt, daß er in den starren, kalten Mondkratern doch etwas Lebendiges um sich habe. Man mag in solchen Nächten sich hier in Urzeiten versunken fühlen. Hast du deinen Hund hier an der Leine, daß er die Rehe nicht störe, und du meinst, auf dem Fuchserar Weg dürfstest du ihn freilassen, so wirst du es vielleicht erleben, daß er ein schnürendes Füchslein wittert. Dann siehst du ihn sicher die nächste halbe Stunde nicht; denn der Rotrock hält es mit dem Hasenpanier. Es sind traumhafte Nächte, die du diesen Weg hinunter wie seltenwo erleben kannst. Ehe

wir den ausgedehnten Wald verlassen, geht es noch einmal durch einen großen Eichenbestand, wo im Frühjahr die Unemonen blühen. Nach einer Stunde läßt uns der Wald hinaus in freies Feld. Ein kostlicher Birkenweg. Und nun sehen wir auch schon Wasser in der Ferne schimmern. Was wäre dieses Land ohne all seine Seen! Doch erst geht es noch an der Irrlichterwiese vorüber. Da hatte sich der Kuhhirt aus Ferchesar einst auf einen Baumstumpf gesetzt, als es schon Abend ward. Plötzlich waren die Lüchtemännchen da und umschwärmt ihn, daß es ganz bedrohlich ward. Unwillig griff er zu und erhaschte auch einen von den tanzenden, leuchtenden Kerlchen. Er steckte ihn in seine Tasche, da war er nichts als ein alter, ausgewaschener Knochen. Nachts erwachte er dann in seiner Schlafkammer von einem großen Lärm, der vor dem Hause war. „Gib uns unseren Bruder heraus! Gib uns unseren Bruder heraus!“ rief es immerfort. Unwillig, daß ihm die Geschichte so viel Störung machte, holte er den Knochen aus der Tasche und warf ihn zum Fenster hinaus. Flugs war es still. Am anderen Morgen war der Knochen weg. Der Kuhhirt wußte schon, wo er geblieben war.

Es geht nun eine Sanddüne hinauf. Nichts ist da am Weg als ein paar Birken, links dürftige Kusseln und rechts eine Kiefern-schonung. Hier haben wir wirklich ein Bild märkischer Armut, die unsere Gegend im lieben Deutschland in Verruf brachte, bis Alegis und Fontane dann einen Ritt für sie taten. Aber, lieber Wanderer, nun steh einmal gerade auf diesem dürftigen Boden still, der unten nicht viel anderes als Semmel- und Hungerblümchen trägt, und sieh, wie die Birke gegen den Himmel steht, wie ihr weißer Stamm vor den beinahe schwarzen Kusselzweigen aufleuchtet! Ist nicht Größe in diesem Bild? Siehst du, so ward der Märker, herb und hart, aber zur Größe geschaffen. Sie liebten ihn einst nicht, die deutschen Brüder, weil sie nur seine Härte sahen, seine Unbedingtheit, seinen Drang nach festem Gefüge, der dann das preußische Heer geschaffen, das so unerbittlich jede ebenso angenehme wie schädliche Weichheit bannt. Aber nach diesem Weltkriege weiß ja jeder Deutsche, wieviel herbe Schönheit in der märkischen Seele geborgen ist. Ganz wie auf

eben diesem Boden. Söhne dieser Mark sind ja der Große Kurfürst und Friedrich der Große, Bismarck und Kleist und, wenn wir auf die Jungen sehen wollen, ein Dichter so voll Fülle wie Gustav Schüler.

Und nun den Leuenberg hinauf, da liegt der See vor uns, der sich an Semlin und Wassersuppe — der Havelländer spottet gern — vorbei eine Meile bis Hohennauen hinzieht, nach der anderen Seite aber bis Ferchesar. Im Sommer ist das Wasser von Liezen, Lorchern und Enten belebt. Dann kommen die Möwen, und im Winter sieht man ganze Schwärme der nordischen Sägetaucher, die bei dauerndem Frost, wenn der See zufriert, weiterziehen, um den Tausenden von Wildgänzen Platz zu machen, die, solange es irgend geht, an bestimmten, wärmeren Stellen das Wasser offenhalten. Wer den See nicht kennt, soll sich hüten. Über er lockt mit seinen ausgedehnten, meist spiegelglatten Flächen zum Eislauf. Sonst sitzen die Wildgänse übrigens in der Saat, da beschleicht sie kein Jäger; sie haben Posten ausgestellt, die jeden Verdächtigen melden. Die alte Botenfrau mit ihrer Kiepe auf dem Rücken und der Knecht, der den Dung auf den Acker fährt, können anstandslos passieren. Da röhrt sich keine Gans.

Früher kamen im Herbst, wenn die Nahrung knapp wurde, von Potsdam her auch Schwäne bis in den Ferchesarer See. Sie suchten die Zwiebeln der Hasenohren (*Sagittaria sagittifolia*), bis zu denen die Enten nicht hinabtauchen können. Seitdem die unseligen Schleusen in die Havel eingebaut wurden, kommen die Schwäne nicht mehr durch. Auch Reiher trifft man oft am See. Sie stehen mit ihren langen Stelzbeinen im flachen Wasser, den Hals eingekrümmt, und warten, ob ein Fischlein vorüberschwimmt. Dann fährt der Schnabel blitzschnell nieder, und die Beute entgeht ihnen selten. Früher gab es in der Rathenower Stadtforst, nicht weit vom See, auch schwarze Störche. Doch ihre Zeit ist längst dahin.

Vom Leuenberg ist der Blick auf den See vor allem im Winter an hellen Sonnentagen prachtvoll. Weithin dehnt sich das tiefblaue Wasser, umsäumt von goldgelben Binsen, dahinter auf den Höhen die dunkelgrünen Kiefern, vielleicht noch einige weiße

Möwen im flug darein, das gibt einen Farbenzusammensklang, der wahrhaft überraschend ist.

Eine Viertelstunde weiter, und es überrascht ein neues, nicht minder schönes Bild. Wir treten wieder in den Wald ein, der jetzt hoch über dem See liegt. Das gibt Durchblicke auf das Wasser, die vor allem im Sonnenschein entzückend sind. Hier ist alle Schönheit, die unsere Mark bietet, auf einen Punkt gesammelt. Leistikow hat uns in seinen Bildern von solcher Schönheit manchmal erzählt; doch will sie in der Natur uns manchmal noch inniger, noch reicher erscheinen. Und wenn nun gar der Kuckuck ruft oder aus dem nahen Park der Schulte von Brielow, wie man den Pirol hier nennt, dann gibt das eine Stimmung, die zu jenen Erlebnissen gehört, welche dauernd in uns nachklingen.

Bei Ferchesar sammeln sich im Winter gern die Dompfaffen mit ihrer schwarz und scharlachenen Brust. Zu Scharen sitzen sie in den Bäumen oder huscheln durch das Unterholz. Wenn das Auge sie gefunden hat, wird es nicht müde, ihren Bewegungen zu folgen.

Eine der Schluchten, die links vom Wege abfallen, ist nach dem Dorfe Dranse genannt, das nach Stechow zu lag. Es ist wie so viele andere Dörfer dieses Landes um das Jahr 1350 wüst geworden. Der Schwarze Tod! Es war die Zeit des falschen Waldemar, als er hier umging. Die Menschen jener Zeit waren wohl wie mit Wahnsinn geschlagen, als alles Leben vor Schwert und Pest sich niederlegte.

In Ferchesar ist das Edelgeschlecht der Knoblauch ansässig, die schon im Jahre 928 in der Gefolgschaft Heinrichs I. genannt werden, der eben die Wenden niederrang. Das Schloß liegt über dem See, eingebettet in das Grün der Bäume. Es wurde im Jahre 1877 neu erbaut und mutet der Zeit entsprechend nicht eben schön an. Auch der neue Turm der Kirche fügt sich wenig in das Dorfbild ein. Die Alten, die anspruchsloser waren und in allem, was sie taten, eine feste Ordnung hatten, verstanden es besser, ihre Bauten dem Gesamtbild einzufügen. Heute möchte jeder etwas anderes, etwas Besonderes bauen, das können aber nur die wahrhaft Berufenen. Die anderen sollten sich bei der

Väter bewährter Art bescheiden. In der Kirche werden wir an das Pfarrergeschlecht der Hülsens erinnert, die seit nahezu anderthalb Jahrhunderten hierzulande wirken. Vor wenigen Jahren waren in der Umgegend von Rathenow noch drei Hülsens als Pfarrer tätig, deren einer, in Böhne im Umte, ein großer Botaniker war. Er war als Rubuskenner durch ganz Deutschland bekannt. Die Gattung Rubus (Brombeere) gehört zu den botanisch schwierigsten, mit der es selbst die Gattungen Carex (Segge) und Hieracium (Habichtskraut), die unter angehenden Floristen berüchtigt sind, kaum aufzunehmen. Über dem stillen, bescheidenen Forstersfleiß dieses deutschen Pfarrers hatte es die Gattung Rubus gerade angetan. Wer auch einmal eindringt in die ungeheure Formenfülle und Mannigfaltigkeit, die sich hier offenbart, der lernt Gottes Schöpferkraft wahrhaft bewundern. Ich sah dem weißhaarigen, etwas wunderlichen Mann einmal verstohlen ins Auge. Das sprühte von reichem Leben. Eine Raabesche Gestalt. Daß wir doch immer, wenn ein sonderlicher Mensch uns begegnet, an den Alten von Braunschweig denken müssen! Wer hätte auch so wie er die wunderliche Fülle deutschen Lebens zu bannen gewußt!

Den ganz Unentwegten unter meinen Lesern will ich nun ein Geheimnis anvertrauen. Wenn sie sich durch den tiefen Sand hindurcharbeiten wollen, der andere Leute gleich hinter dem Dorfe von weiterem Vordringen abhält, dann kommen sie durch eine zuerst gleichförmige, hernach von einer Schlucht reizvoll durchschnittene Kiefernheide nach Lochow. Das alte Dorf, das wie Dranse um 1350 wüst wurde, ist die Heimat des Adelsgeschlechts von Lochow, dessen Name in der Kriegsgeschichte von 1914/15 wieder aufleuchtet. Ist ein Lochow doch Führer der Märker! Ein in Grün gebetteter kleiner See, gleichfalls im Grün versteckte alte Häuser, dann hinter Rohr und Binsen der Witker See; irgendwo in dunklem Kiefernbusch ein Wildrosenstrauch. Drüben sieht man die Kühe weiden. Hier hört man nichts vom Lärm der Welt. Das liegt hier alles wie im Märchen. Man meint, kein Mensch fände hierher, es müßte denn ein Märchenprinz sein. Und doch, manchmal hörte ich, wenn ich im Grün geborgen träumte, leise Lautenklänge hier und eine halb schwärmerische,

halb mutwillige Stimme dazu. Ach ja, Wandervögel! Ward nicht der alte deutsche Märchenprinz zum Wandervogel? Mir schien es manchmal so. Auch einen jungen Pastor hörte ich hier einmal mit seiner Dorfjugend, die über das Wasser gekommen war; und wenn er ein plattdeutsches Märchen erzählte, konnten die Mädchen so herhaft lachen; die jungen Burschen aber mußte man beim Plumpsack sehen! Jetzt streiten sie hart auf Frankreichs Erde unter Lochows Führung. Streiten sie nicht eben um diesen Erdenwinkel, wo das Märchen sich birgt? Doch nun will ich nicht alle Geheimnisse verraten. Es soll ein jeder selber schauen; aber Zeit muß er haben, und er muß das Träumen verstehen.

Wir anderen waren noch in Ferchesar. Wir lassen heute den verschwiegenen Trintsee; das Bächlein im Tal dorthin mutet uns an, als sei es aus einem Bilde von Hans Thoma geschnitten. Daß wir doch in unserer deutschen Landschaft so oft an einen lieben Meister denken müssen, sei es nun Hans Thoma oder Moritz von Schwind, Emil Lugo, Edmund Steppes oder auch Kaspar David Friedrich! Sie müssen doch noch mehr in ihren Bildern haben, als was das Auge sah!

Der Weg hat uns über Stechow, wo wir heute das altberühmte Geschlecht der Bredows treffen, hinausgeführt zum Hohen Rott, einem Bergzuge, der einen wundervollen Rundblick gewährt. Da liegen die Dörfer friedvoll, und drüben wieder waldgekrönte Höhen, fast als wären wir in einem mitteldeutschen Berglande. Und hier oben schlafen in der Einsamkeit bei Winden und Wolken die Sprossen eines anderen märkischen Edelmannsgeschlechts, die Stechows. Ein Gedanke fliegt uns irgendwoher an altgermanische Edelinge. Es ist der Ort hier, von ihnen zu finnen. Rott will uns an Ruot erinnern, an das Recht, das hier wohl einst seine Stätte hatte. Ob es nicht Frigga war, die man auf dieser Höhe verehrte? Die Sage läßt es uns vermuten. Einst lagen hier mächtige Findlinge, deren einer der Fünffingerstein war. Ein ehrfurchtloses Geschlecht hat sie herabgezerrt und sie zerschlagen, daß man den Steinweg nach Friesack aus ihnen bauet. Hier oben bei den Steinen wohnte nun Frau Harke. Als

auf dem Harlunger Berg bei Brandenburg die Marienkirche mit ihren vier Türmen und den goldenen Kreuzen darauf erbaut ward, fasste Frau Harke der Grimm, daß sie den gewaltigen Stein nahm, den sie so hart ergriff, daß ihre Finger sich eindrückten, und ihn gegen das Gotteshaus schleudern wollte. Doch ein Blitz fuhr vom Himmel hernieder und zerschmetterte den Stein in ihrer Hand.

Drüben verglüht die Sonne über dem Land, die Dämmer-schatten hasten um die Kieferngehölze und legen sich um die Baumgruppe unfern den Gräbern, Linden, eine Akazie und eine Birke. Da raunt die Sage um uns. Ein Reh schrekt an uns vorüber. Jahrtausende sind unserm Sinnen wie ein Tag. Hier haben die Väter in andächtigen Schauern gebetet, hier haben sie das heilige Recht gehütet. Was war es doch ein stolzes Geschlecht, das auf die Berge ging zu Wolken und Winden! Sind nicht die Edelleute, die hier ruhen, aus ihrem Blut? Auch wir, die heute einer Welt trozen, daß wir Bismarck's Werk halten gegen die Horden von Ost und West und Süd?

Drüben sehen wir spitz aus der Ebene den Teufelsberg aufragen, den die Sage umrankt. Schon die Lage und Form des Hügels gab dem Volke viel zu finnen. So erzählte es denn, auf dem Rütscheberg, der vom Hohen Rott gesehen ein wenig rechts hinter dem Teufelsberg liegt, habe ein Riesenfräulein gewohnt, auf dem Hohen Rott aber ein Riese. Der entbrannte zu dem Fräulein in Liebe, die auch erwidert wurde. Nun war das Havelländische Luch, das zwischen den Bergen hindurchzieht, damals noch nicht entwässert, und sie kamen nur schwer zusammen. Das war dem Fräulein zu dummm. Eines Tages füllte sie ihre Schürze mit Sand und schüttete sie in das Luch. So entstand der Teufelsberg. Wo sie aber den Sand genommen hatte, füllte sich das Loch mit Wasser. Das nennt man jetzt den Landiner See. Der Riese wagte nun den Sprung, und er setzte auch seinen Fuß glücklich auf den Teufelsberg. Sein Hacken drang tief ein, es entstand das Loch, das man heute noch sieht und das Lippold von Bredow seinerzeit nutzte. So hatten es denn die wohl etwas ungefüglichen Liebenden leichter, miteinander zu kosen.

Nun muß ich gleich von Lippold von Bredow erzählen, der

unten in Landin wohnte. Er hatte all sein Gut verpräst, konnte seine Schulden nicht bezahlen und sollte den Sitz seiner Väter verlassen. Tief bekümmert ging er noch einmal durch die felder, da trat ihm der Teufel in den Weg. Mit süßen Worten entlockte er Lippold den Grund seines Kummers. Der war so von seinem Schicksal überwältigt, daß er nicht den Hohn auf den Lippen des Teufels sah, als der ihm zu helfen versprach. Der Böse hatte Gefallen an der schönen Frau Lippolds, er wollte dem Ritter einen Scheffel voll Gold geben, so er ihm seine Frau ließe. Und so verkehrt war das Gemüt Lippolds, daß er auf den Pakt einging. In acht Tagen wollte er sich mit dem Teufel auf dem Berge treffen, der nun nach diesem seinen Namen hat, das Gold in Empfang zu nehmen. Doch als ihn daheim Brigitte, seine liebliche Frau, empfing, fasste ihn das Entsetzen über das, was er im Leichtsinn getan. War er schon vorher in Kummer gewesen, so war es nun ganz aus mit ihm, und er jagte auf seinem Pferde durch die felder, daß die Leute ihm nachsahen und sagten: „Es ist nicht richtig mit ihm.“ Da traf er den Schäfer, der mit seinen Schafen zum See hin getrieben war; von dem sagte man, daß er mehr könne als Brot essen. Ihm vertraute Lippold die Beschwernis seines Herzens an. „J, da will ich wohl Rat finden,“ sagte der Schäfer verschmitzt. Es war abgemacht worden, daß der Ritter und der Teufel um Mitternacht auf dem Berge sich treffen wollten, mit dem Schlage eins aber müsse der Scheffel gefüllt sein. Darauf baute der Schäfer seinen Plan. Er besorgte einen Sack, der unten eine Klappe hatte, die öffnete sich, wenn man etwas darauf warf. Den Sack brachte er in der Nacht auf den Berg, und Lippold mußte ihn über das Loch halten, welches der Hacken des Riesen einst getreten hatte. Mit dem Schlage Mitternacht fuhr der Teufel durch die Luft daher, ächzend unter der Last des Goldes. Er schüttete es in den Scheffel, mußte aber sehen, daß er lange nicht gefüllt war. Ein zweites Mal brachte er eine Last Goldes. Doch sie reichte noch nicht hin. Schimpfend machte er sich wieder auf den Weg, und die Zeit verging. Zitternd horchte Lippold, wie der Böse dahinfuhr und ob die Uhr auf dem Turm in

Kandin noch nicht schlüge. Und sie schlug. Deutlich klang der Schlag herüber, als eben der Teufel mit neuem Golde herbeigekommen. Voll Wut schüttete er und schüttete, doch der Schlag Eins war ausgefüllungen, und der Scheffel war nicht gefüllt. Da rief der Böse: „Lippel, Lippel, Lepel, wat hest vörn groten Schepel!“, und fuhr mit Gestank davon. So hatte Lippold Gut und Weib gerettet und eilte voll großen Dankes heim zu seiner Gattin, die nichts ahnte und sich ob seines Ausbleibens schon geängstigt hatte. Das Gold aber holte er mit dem Schäfer noch in der Nacht, daß die Sache nicht ruchbar würde. Sie kam aber doch unter die Leute; denn der Schäfer erhielt seinen ordentlichen Dank, und das merkten sie bald.

Tief hinunter vom Hohen Rott führt durch dunklen Kiefernwald ein Birkenweg, der so schön ist, daß wir ihm folgen müssen. Wir kommen nach Kozen, dem Sitz der Stechows. Fritz Lening hat es in seinem Roman „Drei Wiehnachten“ geschildert. Bismarck übernachtete bei Herrn von Stechow in Kozen, als er sich im Kreise Westhavelland hatte für das Abgeordnetenhaus aufstellen lassen und nun als ein Mann, von dem man in Rathenow nichts wußte, als daß er ein verschuldeter Junker im Alter von dreiunddreißig Jahren war, dort zur Bevölkerung sprechen wollte. Im Noseschen Gasthof in der Dünckerstraße, wo heute der Prachtbau der Altstädtischen optischen Industrieanstalt Nitsche & Günther, wie der etwas schwerfällige, aber doch schon ehrwürdige Name der Firma lautet, sich erhebt, hat er zum Volk gesprochen. Draußen aber empfing man ihn mit Steinwürfen — Rathenow war damals eine sehr demokratische Stadt. Ein Stein traf ihn am Arm, er nahm den Stein und warf ihn in die Menge zurück. Die Folgen der Verletzung aber hat er, wie er in Schönhausen einigen Rathenowern erzählte, noch im hohen Alter gefühlt.

Wir wenden uns südlich und kommen nach Nennhausen an der Lehrter Bahn. Da hängt in der Kirche ein alter Degen — Fouqué hat ihn im ersten Freiheitskrieg geführt. Gegenüber aber ist ein altes Grabmal eingemauert, das uns an die Familie von Kochow erinnert. Der Name Kochow ist seit dem Siege von Soissons jedem Deutschen geläufig. Wir wissen nun schon, daß

Nennhausen viele Erinnerungen hat. Da ist eine Sage, die uns an den Ring des Polykrates erinnert, aber keine Nachahmung, sondern, wie diese Erzählung, urarischer Besitz ist. Vor dem Dreißigjährigen Kriege war der Reichtum der Lochows sprichwörtlich. Als sich nun während dieses Krieges die Tochter des Hauses mit einem schwedischen Offizier vermählte, ward die Hochzeit mit großem Aufwand gefeiert. Die Brautmutter erging sich am Abend vor dem Ehrentage ihrer Tochter mit einer Freundin im Walde, der bis an das Schloß reichte. Wie sie weitergingen, kamen sie an den Gräninger See. Die Freundin machte der Frau von Lochow wegen des großen Aufwandes Vorhaltungen und erinnerte sie an die Vergänglichkeit allesirdischen. Die edle Frau ward des Unmutig, zog einen kostbaren Ring vom Finger und warf ihn in den See. Dabei sprach sie: „So wenig dieser Ring wieder zu mir kommt, so wenig wird je der Glanz des Lochowschen Hauses schwinden.“ Um Hochzeitsmorgen wurden die Gräninger Fischer gemeldet, die einen großen Fisch als Hochzeitsgabe brachten. Der Fisch ward zugerichtet, und man fand den goldenen Ring mit dem Lochowschen Wappen in seinem Magen. Wohl erbleichte Frau von Lochow, als man ihr den Ring brachte, und sie ahnte, wie wahr die Freundin gesprochen. Doch sie starb dennoch in Reichtum. Ihre Tochter aber ward bald Witwe, und als die Kaiserlichen kamen, vergrub sie all ihren Schmuck und was sie sonst an Schätzen hatte, nicht weit vom Schloß zwischen zwei alten Bäumen, einer Eiche und einer Weide. Die Eiche steht noch heute auf dem großen Grasplatz am Park. Arm und ohne Hilfe irrte nun die junge edle Frau durch die Welt. In Magdeburg wandte sie sich an die Frau eines Generals, der man ein gutes Herz nachrührmte. Als sie hineingeführt wurde, trat ihr Fuß auf einen Teppich, in den das Wappen des Lochowschen Hauses gewirkt war. Da brach sie ohnmächtig zusammen. Der Teppich war von den Kaiserlichen aus dem Schloß in Nennhausen geraubt worden. Wohl fand die Arme nun Hilfe vor dringender Not; doch was war von dem stolzen Mut ihrer Mutter geblieben? Den vergrabenen Schatz hat danach niemand gefunden.

Im Jahre 1683 kam der Träger eines anderen bekannten Namens nach Nennhausen, der, wie es einem märkischen Edelmann nicht anders ziemte, ein treuer Diener seines kürfürstlichen Herrn war. Der Landrat Jakob Friedrich von Briest erhielt das Gut Nennhausen „wegen seiner außerordentlichen und trefflichen Verdienste bei der Eroberung von Rathenow am 15. Juni 1675 als erledigtes Lehen“. Sein Nachkomme August von Briest hat den Park geschaffen, in den wir nun als in ein deutsches Heiligtum treten. Hier hat Fouqué seine „Undine“ geschaffen, diesen hohen Buchengang ist er mit seinem Freunde Chamisso gewandelt. Ein Wort über diese beiden. Man hat sich wohl gewundert, wie diese beiden Männer französischer Abkunft doch so ganz deutsche Dichter werden konnten. Nun, wir wissen, daß die Adelsgeschlechter Frankreichs fränkischer, also germanischer Abstammung waren. Die Bartholomäusnacht, die Hugenottenverfolgungen, die große Revolution, sie waren doch nur ein Wüten gegen das edle germanische Blut, das allein die Franzosen groß gemacht und dem die niedere gallische (Mittelmeer-)Rasse, die auch den Grundstock der Bevölkerung in Italien, der Wallonei und England ausmacht, alle Wohlstaten nun mit dem Haß des Geringen lohnte. Diese fränkischen Edelingsfamilien fanden nun zurück zum alten Mutterboden, waren nun unter den Brüdern ihres Blutes; kein Wunder, daß unter ihren Söhnen wahrhaft deutsche Dichter erstehen konnten.

August von Briest hatte nur eine Erbin, Karoline. Hedwig von Bismarck, mit deren Mutter sie befreundet war, erzählt von ihr. Karoline ward die Gattin des Dichters Friedrich de la Motte-Fouqué, der dadurch nach Nennhausen kam. Er hatte seine ersten Lebensjahre in Brandenburg verlebt. Der Vater kaufte dann das Gut Sackow bei Potsdam, wo Friedrich mit dem Prinzen Louis Ferdinand und dem späteren Könige Friedrich Wilhelm III. in Berührung kam. Doch auch in Sackow fand die Familie keine Ruhe. Sie erwarb das Rittergut Lenzen unweit Fehrbellin. Überall aber umgaben den Knaben große Erinnerungen der preußischen Geschichte, in die er so unvermerkt hineinwuchs. Als der König im Jahre 1813 rief, war er, wie

der Landrat von Bredow-Senzke in seinen Erinnerungen berichtet, unter den vielen freiwilligen im Havellande der erste. Er schreibt einem Freunde auf dem Marsch nach Breslau: „Mir hat man etwa siebzig freiwillige zu Ross und zu Fuß als einem sechsunddreißigjährigen, wieder zur Standarte sich meldenden Reitersmann anvertraut, der schon im Jahre 94 seine Sporen als Kürassierkornett am Rhein verdiente. Nun hab' ich mich als reitender Jäger gemeldet und soll die Jünglingschar — es sind aber auch einige Bärtige darunter — unserem lieben Könige nach Breslau zuführen. Gottlob! Ich darf mich dieser ersten Berufspflicht herzlich freuen! Eingesegnet im Augenblick des Abmarsches zu Potsdam an des großen Friedrich Grabstätte mit Flammenworten des Geistes durch einen hochgesinnten Geistlichen, den Hofprediger Eylert, angestrahlt von einer Februarsonne, mild wie im Mai, geleitet von dem Nachruf einer jubelnden Menge aus allen Ständen — wie hätten da meine Jäger nicht voll edelster Kampffreudigkeit ausrücken sollen auf die ernste Fahrt!“ Den ergreifenden Augenblick der Einsegnung am Sarge Friedrichs des Großen hat Angelo Jank im Bilde dargestellt. So ward auch jener Degen geweiht, den wir in der Kirche zu Nennhausen finden. Es ist doch so, daß wir im Bismarcklande bei jedem Schritt fast auf ehrwürdige altpreußische Erinnerungen stoßen, geheiligt durch jene Geschichte, die Deutschland nach tausendjähriger Zerrissenheit groß mache, so daß es nun den gewaltigsten Völkerstürmen widersteht.

Den Nennhauser Tagen widmete Adelbert von Chamisso sein Gedicht:

Hegst die Zeichen, trauter Baum,
 In der hartgewordnen Rinde,
 Und dein Laub, bewegt im Winde,
 Flüstert Lieder, wie im Traum,
 Lieder wunderbaren Klanges!
 Vor'ger Zeit verlorne Kunde,
 Und die Geister des Gesanges
 Wehn mich an im alten Bunde.

Laß Erinnerung mich berauschen,
 Laß mich fühlen Schmerz und Lust,
 Laß den Freund an meiner Brust
 Herz um Herz mit mir noch tauschen!
 O die Stadt, die böse Stadt,
 Die mit Mauern und Palästen,
 Leerem Treiben, eitlen Festen
 Uns so lang getrennet hat!

Wir denken dieser Verse, wie wir durch den Park gehen, wir sehen das Märchenbild Undinens auftauchen, dann umfangen uns schon die Bäume des Waldes. Um Gräninger See vorüber, der bereits verlandet, kommen wir nach Gräningen. Der Name des Dorfes erinnert uns daran, daß neben Niedersachsen, Franken, Vlamen und Holländern auch Friesen einst unter den Askanier halfen, das verflachte Land wieder deutsch zu machen. Siedlungszeit die einzige Zeit, welche die neue Größe eines Volkes vorbereitet! Die Askanier werden immer zu den größten deutschen Fürstengeschlechtern gehören — gaben sie unserem Volke doch neues Siedlungsland an seinen Grenzen!

Und nun werden wir sogleich an die Askanier selbst erinnert. Auf dem Rückwege nach Rathenow steigt in der schönen Stadt- forst der Markgrafenberg vor uns auf. Wir ersteigen seinen steilen Ostabhang, treten unter die Waldemareiche, blicken hinüber nach Bamme, das friedlich am Abhang des nächsten Berges das liegt, und freuen uns dann des Blickes auf die Stadt, die weit hinter Euch und Heide sich erhebt. Dieser Blick durch die Kiefern hindurch gleicht jenem von der Hohen Sonne nach der Wartburg. Wir lassen uns auf der Rasenbank nieder, welche die Waldemareiche in weitem Kreis umzieht, und träumen von vergangener Zeit. Hier stand dereinst ein Jagdschloß der Askanier. Von hier zogen die edlen Fürsten hinab, daß sie den Hirsch und Eber, den Reiher und Adler jagten. Otto IV. mit dem Pfeil, der Minnesänger, weilte gern hier mit seiner Gemahlin Heilwich. Im Jahre 1299 hielten die Askanier hier einen Fürstentag. Da fragten sie ihre Sorge: ihrer würden so viel, das Land könne sie

nicht alle ernähren. Dann aber huben die Totenglocken an zu läuten, und einundzwanzig Jahre später zerbrach man zu Prenzlau über der offenen Gruft des letzten Askaniers — Heinrich das Kind war er genannt — Helm und Schild, ein Trauertag für alle Märker; denn nun begannen hundert Jahre der Not, bis der Zoller Friedrich von Nürnberg dem bedrängten Lande Rettung brachte.

Doch vor dem Tode des großen Waldemar empfing seine liebe und getreue Stadt Rathenow noch ein Geschenk von ihm, das der Stadt über schwere Zeiten immer wieder leichter hinweghalf: die 7000 Morgen große Stadtforst. Am 18. Juni 1319 hat er auf der Burg zu Tangermünde die Schenkungsurkunde unterzeichnet. Zwei Monate später erlag er zu Bärwalde in der Neumark tödlicher Krankheit.

In dankbarer Erinnerung begehen die Rathenower alljährlich um den 18. Juni unter Führung des Havelländischen Heimatvereins auf dem Markgrafenberg das Waldemarfest. Man darf wohl sagen, daß es ein ganz deutsches Fest ist, wie man es in unserer auf Äußerlichkeit gestellten Zeit selten feiert, ein Wald- und Heimatfest, das fast etwas vom Märchen hat. Um die Mittagszeit ziehen sie alle, die Großen und die Kleinen, die anderthalb Stunden Waldweg zum Berge hinaus. Kindersang und Lautenklang voraus und zwischendurch. Da fänden wohl Ludwig Richter und Moritz von Schwind köstliche Bilder. Um die Waldemareiche lagert sich die Jugend, Wandervögel und andere Gesellen und Mädel. Wo Heimatliebe blüht, gibt es auch Wandervögel; einer der Führer des Heimatvereins deutet denen, die da gekommen sind, in einer Rede die Gedanken, die an einem solchen Tage wohl aufsteigen. Wenn ein Land so schön ist und eine so reiche Geschichte hat, gibt es immer etwas zu sagen, das über den Tag hinaus Wert hat. Wieder klingen die Lauten, Lieder von Wald und Jugend, von Wandern und Lieben hallen über Busch und Baum, und dann beginnt das Spiel. Der Johannisbaum ist aufgerichtet, die Mädchen erfreuen sich am Eierlaufen und anderen alten Spielen, und auf dem Rasen wird danach getanzt, die alten deutschen Volkstänze, die der Wandervogel wieder

zu Ehren brachte. Es geht alles so einfach, schlicht und ungewungen her; hier ist deutsche Fröhlichkeit, die wir im Getriebe der Großstadt und in unseren verödeten Dörfern fast nicht mehr kannten. Wenn dann die abendliche Dunkelheit anhebt, leuchtet das Sonnwendfeuer auf; dann sprechen sie die Feuersprüche, die vom Sein und Sinn der Väter künden, dann lauschen sie der Rede, die hinausweist in deutsche Zukunft, dann tanzen sie den Reigen um das Feuer, dann springen sie, die Burschen und die Mädchen, jauchzend durch die Glut. Und wenn die Flammen erloschen und alles auf dem Heimweg ist, dann liegt seitab im Rasen wohl noch eine Horde und singt und summt ein leises Lied. Ein verstohлener Lautenton klingt hindurch: „Weiß mir ein Blümlein blaue“, „Ade zur guten Nacht“. Wie heißen doch all die schönen Lieder, die wir aus dem Zupfgeigenhansl neu lernten? Die flackernde Flamme huscht über die späte Schar hinweg. Hier ward die Gegenwart schon zum Märchen.

Und sie ward nun auch zur Sage, zur großen deutschen Sage. Beim letzten Waldemarfest war es, da trat ein Jüngling an das Feuer — der Führer der „Späher“ war es — und sang zur Laute ein Lied von deutschem Heldenfinn. Sechs Wochen später hatten wir den großen deutschen Krieg — da eilten sie alle, die dort durchs Feuer gesprungen, zu den Waffen. Sie waren die ersten, die als Kriegsfreiwillige sich meldeten. Nun liegt jener Jüngling, Paul Heinrich, der Tapfersten einer im Kriege, in polnischer Erde gebettet, und Martin Krasselt und Reinhard Pieper, die Führer der Wandervögel, ruhen fern in Frankreichs Boden. Sie starben den Helden Tod, daß die Heimat deutsch bliebe. Söhne des Bismarcklandes!

Von Rathenow kommen wir nach Schollene, das zwischen Havelarmen und einem See, der treibende Bauminseln trägt, aufgewachsen ist. Auf dem Berg über dem See steht ein Bismarckstein, der erste in Bismarcks Heimat, der eigenartigste im deutschen Land. Baurat Köhne, ein Berliner Künstler, hat ihn errichtet in Erinnerung an altgermanisches Weitum. Die Grundlage des Ganzen ist das Fünfeck, das Pentagramm, der Drudenfuß, der einst das Abzeichen geheimer Gesellschaften, besonders der alten Bau-

hütten war und darum auch als Fensterrose gotischer Kirchen, so der in Rouen, wiederkehrt. Er tritt auf als das Symbol des Geheimnisses, der Vollkommenheit oder des Weltalls und wird zurückgeführt auf den Schwanenfuß der Druden, das sind elbische Wesen. Im Schwerpunkt des Fünfecks steht hier der Bismarckstein, der auf der Stirnseite das Bismarcksche Wappen trägt, darüber den Namen des Helden in Runenschrift. Das Kleeblatt im Wappen lässt uns schließen, daß die Bismarcks tatsächlich ein altes germanisches Edelingsgeschlecht sind. Bedeutet es doch die höchste, die dritte Stufe des Wissens, die nur dem Edeln zugänglich war. Der Volksglaube wähnte ja, daß, wer nun eine vierte Stufe des Wissens erreicht hätte, alle sonst dem Menschen Sinn verborgenen Dinge schaue und so in den Besitz geheimer Kräfte komme. Darum spielt das vierblättrige Kleeblatt eine Rolle in der Hexerei, und wer es findet, glaubt noch heute das Glück zu finden. Eine Sage aus Rottweil ist lehrreich: Ein Schwarzkünstler schlüpft durch eine Eiche, besteigt dann das gespannte Seil, wobei er einen ungeheuren Baum auf der Nase trägt. Ein jeder wähnt ihn mit dem Teufel im Bunde. Da kommt eine Magd vorüber, die einen Korb voll Klee gepflückt hat und ein vierblättriges Kleeblatt in der Hand trägt. Sie lacht über die staunenden Leute; denn sie sieht, daß der vermeintliche Baum nur ein schwankes Gertchen ist. Der Schwarzkünstler aber entreißt ihr das Kleeblatt und hat nun Macht über sie. Das Kleeblatt war auch in den Bauhütten, die vor allem die Geheimnisse der Väter bewahrten, ein heiliges Zeichen. So findet man es vielfach in den Fensterbögen der Kirchen, so auch im Grundriss der Wernerskapelle zu Bacharach. Drei Eichenblätter sind in dem Bismarckschen Wappen; auch die Eiche war geheiligt, vor allem Donar, dem Donnergott. Wenn der Wahlspruch des Geschlechts lautet „In trinitate robur“ (In der Dreieinheit die Kraft), so weist er sicherlich wie das Wappen auf urälteste Zeit zurück. Auf der Rückseite trägt der Bismarckstein das Armalein, das Zeichen der in höchstem Wissen Ein geweihten. In den Spitzen des Drudenfußes stehen Linden. Die Linde war der frigga geweiht. In den heiligen Hainen waren die Wallfahrtsgänge mit Linden bepflanzt, in ihrem Schatten

standen die Bilder der Götter. In den Schnittpunkten der Verbindungslien des Drudenfußes, welche gleichschenklige Dreiecke bilden, stehen die fünf Wodanssteine. Vor der ganzen Anlage zwei Steine, die das Feuer tragen: Hugin und Munin, Gedanke und Erinnerung. Mit feinem Empfinden ist die Anlage aus altgermanischer Gedankenwelt, aus dem deutschen Mythos heraus geschaffen worden, in den Bismarck, kaum daß er von uns schied, schon hineingewachsen ist. Still und anspruchslos ist das hier in einem entlegenen Dorf entstanden unter der Hilfe der Bauern. Mit bescheidenem Sinn und doch voll tiefer Gedanken ist man an diese Schöpfung gegangen; es ziemt uns wohl, bescheiden und ehrfurchtsvoll vor sie zu treten. Wie traurlich mag es sich einst hier ruhen, wenn die Linden zu schattigen Bäumen erwachsen!

Schloß Schollene gehört heute den Alvensleben. Dieses Edelgeschlecht kennt seit den Waffentaten der Brüder Gustav und Konstantin, die 1870/71 das sächsische und das brandenburgische Armeekorps führten, jeder Deutsche. Die Alvensleben gehören zum deutschen Uradel. Die Sage erzählt von einem Sachsen Alvo, der im Jahre 800, als Kaiser Karl Rom erstmals, des Kaisers Banner mit großer Tapferkeit geführt und dafür das Wappen erhalten, das die Familie nun führt, einen goldenen Schild, dessen Querbalken drei Rosen zeigt. Eine andere Sage bringt die Alvensleben mit den Alben zusammen. „Es ist vor langen Jahren eines Herrn von Alvensleben Ehefrau bei nachtschlafender Zeit, als schon das Haus verschlossen war, von einer Magd, so eine Laterne in der Hand getragen, aufgeweckt und mit vielen guten Worten gebeten worden, sie solle doch einer Frau in Kindes töten zu Hilfe kommen, ist auch endlich dazu bewogen, jedoch zuvor vermahnt worden, daß, wenn sie in das Haus käme, sie weder essen noch trinken, noch auch dasjenige, was man ihr anbiete, annehmen solle. Als sie nun der Kindesnöterin Hilfe erzeigt, ist sie unbeleidigt wiederum in ihr Haus zurückgeführt worden. Wohl aber hat nach der Geburt des Weibes der Mann derselben gedachte Frau von Alvensleben eine Schüssel mit gemünztem Golde dargereicht, welches sie aber auf den Rat der kreisenden Frau

nicht annahm, als welche sie gewarnt, daß, sofern sie sich durch den Geiz blenden lassen würde, ihr Mann durch Gottes Verhängnis Schaden erleiden werde. Mann, Frau und Magd sind aber gar kleine Leutlein gewesen. Über eine Zeit ist dieselbe Magd um Mitternacht wieder zu ihr gekommen und hat zwei Schüsseln übereinander gestülpt getragen, anbei der Frau von Alvensleben von ihrem Herrn viel Gutes gewünscht, hinzufügend, ihr Herr verehre ihr hiermit ein Kleinod, nämlich einen kostlichen güldenen Ring zur Danksgung für erzeugten Dienst, den solle sie wohl bewahren, denn solange derselbe Ring ganz und unzerteilt bei dem Geschlecht derer von Alvensleben bleiben würde, solle es blühen und Glück und Wohlfahrt haben; würde aber der Ring von Händen kommen oder zerteilt werden, so werde es auch demselben Geschlecht unglücklich und nicht wohl ergehen, und damit ist die Magd verschwunden.“ Der Ring aber wird heute noch von den Alvensleben verwahrt.

Der verdiente Heimatforscher Professor Kupka nennt den ganzen Havelwinkel einmal das Reich der Frau Harke. Daran erinnern uns wieder die Kamernischen Berge,¹ die mit ihren Schluchten wirklich etwas Gebirgsartiges haben. Leider ist der Wald sehr vernachlässigt worden. In einer Höhle am Abhang soll Frau Harke gehaust haben. Von dort führte der Frau-Harken-Grund hinab, und Frau-Harken-Bart (Federgras, *Stipa pennata*) wuchs am Wege. Sie riß Eichbäume gleich Rohrstengeln mit der Wurzel aus dem Boden und trieb damit ihre Herde (das ist das Wild im Walde) auf die Weide. Als der Dom zu Havelberg gebaut wurde, wollte sie ihn mit Sand verschütten. Es riß aber das Band ihrer Schürze, und der Sand flog über die Havel; da entstanden die Rhinower und Stöllner Berge. Nun nahm sie einen großen Stein, doch der Wurf ging in falscher Richtung, und der Stein flog auf den Gollenberg bei Stölln. Man sah die Eindrücke ihrer Finger an seinen Rändern. Dann wollte sie die Marienkirche in Brandenburg zertrümmern; doch

¹ Vormals Hellberge genannt. Die Hölle war dem Deutschen einst die Herberge, da die Verstorbenen noch am Abend ihres Todes einkehren. Frau Frigga nimmt sie auf ihren Schoß.

der Stein fiel schon bei Landin zu Boden und wühlte ein großes Loch auf, das sich mit Wasser füllte. Sie nahm einen dritten Stein, den schleuderte sie gegen den Dom in Stendal; doch er fiel auf den Galgenberg bei Urneburg. Nun fingen die Menschen an, die uralten Eichen zu fällen. Da verließ sie das Land. Zu vor aber steckte sie unweit des Kamernschen Sees ihre Hedenicke (Spinnrockenstock) in die Erde; daraus erwuchs ein großer Kiefernbaum, der noch am Wege nach Sandau steht. Sie schickte zwei Reiter zur Urneburger Fähre, daß diese zur Überfahrt bereitläge. Um andern Abend kamen die Reiter wieder, und man sah niemand außer ihnen. Doch hörte man ein schreckhaftes Poltern und Rasseln. Als der Fährmann auf dem jenseitigen Ufer anlegte, warf einer der Reiter ihm eine Metze alter Scherben in die Fähre, dann ritt er mit dem anderen des Weges, und war niemand sonst zu sehen. Der Schiffer war ärgerlich, daß er sich umsonst gequält hatte, und stieß die Scherben fort. Als aber seine Frau am anderen Morgen die Fähre säubern wollte, fand sie einige Klumpen puren Goldes. Die Frau lief zu ihrem Manne, ihm die wunderbare Sache zu erzählen. Da erinnerte er sich der seltsamen Überfahrt und ging eilig zur Fähre; doch die vermeintlichen Scherben waren alle in den Fluten versunken. Man sagt aber, daß Frau Harke nach Thüringen gewandert sei.

Wie Frau Harke auch hier den Bauern einst in ihre Schürze las, erzählten wir bereits. Man erkennt an den Sagen, wie zähe unsere Ahnen an den alten Göttern festhielten und wie wenig die Wendenzeit von den Überlieferungen vernichten konnte.

In Havelberg erwartet uns eins der schönsten Städtebilder Norddeutschlands. Hoch auf dem Berge liegt der mächtige turmlose Dom mit dem kleinen Dachreiter und den romanischen Schalllöchern. Ein wenig tiefer schließen sich südlich die Klostergebäude an. Unregelmäßig verteilt, malerisch liegen die Häuser der alten Berggemeinden darum auf dem Wendeberg mit dem Hainottenberg, dem Neuberg, dem Köperberg, dem Bischofs-(Saltern-)berg und dem Sperlingsberg. Diese Ansiedlungen entstanden einst als Besitz der Burgwardei Havelberg, die das Land gegen Wendeneinfälle schützen sollte. Unten am Wasser

zieht sich dann eine Straßenzeile von kleinen Häuschen entlang, im Sommer all das im Grün versteckt. Wer dieses Bild einmal in sich aufgenommen, gedenkt seiner für immer.

In der wendischen Zeit waren, wie wir schon hörten, gerade östlich von Havelberg viele Germanen sitzengeblieben, die dem Wodansglauben anhingen. Hier stieß nun Otto der Große schon vor. 948 gründete er an diesem Ort ein Bistum, das aber in den großen Wendenaufständen wieder zugrunde ging. Als der Bischof Otto von Bamberg 1128 auf seiner Missionsfahrt zu den Pomeranen hier Rast hielt, traf er slawisches Leben. Dem Frühlingsgott Gerowit hatten die Wenden auf dem Domberg einen Tempel errichtet. Der Ort war mit Wimpeln und Fahnen geschmückt, man feierte eben das Fest des Gerowit. Unter Albrecht dem Bären ward auch Havelberg deutsch. Und sogleich tritt sein Bischof Anselm bedeutsam hervor. Als fluger Staatsmann griff er in die deutsche Geschichte ein. Havelberg wurde eine wichtige landesherrliche Zollstätte, die eine Zeitlang an Klaus von Bismarck, des Reichskanzlers bedeutenden Vorfahren, verpachtet war. Eine merkwürdige Begebenheit verzeichnet Havelbergs Geschichte einige Jahrzehnte später: die Stadt wurde 1390 von Kreuzfahrern belagert. Ein bedenklicher Verfall deutschen Lebens kündet sich hier an. Abenteuerliche Elemente hatten sich angeblich zur Kreuzfahrt gesammelt; anstatt aber ins Morgenland zu ziehen, stahlen, brannten und plünderten sie im deutschen Vaterland. Die Havelberger, deren Stadt durch die Lage auf der Insel geschützt war, erwehrten sich ihrer kräftig und zersprengten schließlich das ganze Heer. Schwerer hatte die Stadt im Dreißigjährigen Krieg zu leiden. 1626 saßen hier die Kaiserlichen, die Dänen griffen an, dabei wurde fast die ganze Stadt in Trümmer gelegt. Noch viel Unbill hatte die Stadt in den nächsten Jahren zu erleiden, so daß von ihr nicht viel blieb und alles neu geschaffen werden mußte, auch ein neues bürgerliches Leben. Viele Bürger waren auf Nimmerwiederkehr ausgewandert, darunter die Vorfahren des Dichters Eduard Mörike, dessen Name ja auch so gut märkisch klingt. In der Folge entstand hier unter holländischer Führung eine Schiffswerft; die Schiffahrt spielt noch heute eine Rolle für

die Havelberger. Sonst aber waren hier wie in Prižerbe und Rathenow einst die Fischer und Fischköper (Fischhändler) ziemlich tonangebend. In der Laurentiuskirche wurde am Neujahrstag für das Gedeihen der Fischerei öffentlich gebetet. Nach der Havelregulierung hat auch hier die Fischerei schwer gelitten.

Den Wanderer lockt vor allem der Dom. Mächtig wie ein wehrhafter Turm steigt die Front vor uns auf. Als der jetzige Dom errichtet wurde, war wenige Jahre vorher erst ein anderer Bau begonnen worden, den die Wenden zerstört hatten. Die Bauleute mußten wehrhaft beim Tagewerk das Schwert zur Seite tragen. Im Innern sieht man noch die alten romanischen Pfeiler, denen man später durch Anbauten gotisches Gepräge gab. Das Innere des Domes wirkt groß. Die alten Glasgemälde sind von einer wunderbaren Glut der Farbe. Man wird in Deutschland nicht viele von solcher Schönheit finden. Der Hohe Chor ist durch einen Lettner abgeschlossen, welcher reiches gotisches Maßwerk trägt. Hoch darüber auf einem Querbalken eine Kreuzigung mit Maria und Johannes.

Im Chor finden wir einige Zeichen mittelalterlicher Dernheit. In den Zwischenwänden des gotischen Bischofsstuhles sehen wir gegenüber einem musizierenden Engel die Unzucht als ein nacktes, auf einem Schwein reitendes Weib. Drei große Sandsteinleuchter sind in der Kirche, von denen zwei uns durch ihren figürlichen Schmuck fesseln. Der eine trägt in halber Lebensgröße zwei Geistliche, schlank gewachsen, mit edlen Zügen; der andere aber niedere Klosterbrüder von feistem Wuchs: der eine hat einen Löffel, der andere einen Schlüssel. Menschliche Schwächen, die auch in der Kirche darzustellen man sich damals nicht scheute.

Wir stehen vor dem Grabmal des 1401 gestorbenen Bischofs Johann Wöpelitz. Dieses Kind des Landes, das in Prag und Paris studiert hatte und sich Magister der Sorbonne nennen durfte, war ein bedeutender Mensch, der die Volksage lebhaft beschäftigte. Sein goldener Sarg soll danach an verborgener Stätte versenkt worden sein; die Totengräber hätten aber selbst den Tod erleiden müssen, damit niemand den Ort verraten

könne. Dem kunstfertigen Johann Wöpelitz verdankt der Dom seinen Umbau und die reiche Ausstattung. Die Mittel gewann er aus den Schätzen, welche fromme Wallfahrer zum Wunderblut von Wilsnack trugen. Als Heinrich von Bülow in den havelbergischen Dörfern brannte, fiel ihm auch Wilsnack zum Opfer. In den Trümmern der Kirche fand dann der Priester Johann Kalbuz am Bartholomäustage (24. August) 1383 die von Blut geröteten Hostien, das Blutwunder. Bald erscholl die Kunde, daß Lahme hier geheilt wären; man strömte aus ganz Deutschland zu Sankt Nikolaus in Wilsnack. Bischof Dietrich Mann bestätigte das Wunder. Als ihm Johann Wöpelitz, der Wilsnacker Kind war, auf dem Bischofsstuhl folgte, förderte er die Wallfahrten nicht wenig. Das letzte Wort über die tieferen Zusammenhänge bei der Entstehung des Wunderblutes dürfte noch nicht gesprochen sein. Nach der Volksage gehen von Havelberg zwei unterirdische Gänge nach Wilsnack und nach Wittstock, der Residenz der Bischöfe.

An der Südseite des Domes liegt die Mönchsstamme. Prämonstratenser hatten einst auch in Havelberg ihren Sitz. Als die Reformation ihren Einzug hielt, hätten sich nach der Sage in der Mönchsstamme die letzten sechs weißen Väter erhängt. Noch sind die Kreuzgänge erhalten, die sich zum Domfriedhof öffnen. Südlich liegt das alte Refektorium, der Paradiessaal, aus dem 13. Jahrhundert stammend. Wer zur Terrasse hinaustritt, hat einen wunderbaren Blick in das Havelland. Die Hellberge von Kamern und der Gollenberg von Stölln mögen ihn erinnern an die Zeiten, da Frau Harke hier noch wohnte. Von der Mönchsstamme aus überschaut man aber bei klarer Luft das ganze Bismarckland. Da sieht man Wilsnack und Werben, Urneburg und Stendal, Tangermünde und Rathenow. Wer das Bismarckland durchwandern will, mag hier die Endrast halten.



Schriftenverzeichnis.

Prof. Dr. Felix Wahnschaffe: Die Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes. Stuttgart, J. Engelhorn.

Erläuterungen zu den geologischen Spezialkarten: Stendal, Urneburg, Sandau, Werben, Brandenburg, Bamme, Rathenow, Schollene, Strodehne, Havelberg. Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg: Stadt und Dom Brandenburg, Kreis Westhavelland. Berlin, Döllische Buchhandlung.

Prof. Dr. Albrecht: Wanderbuch für die Mark Brandenburg, 2. Teil. Berlin, A. Kießling.

Geheimrat Ernst Friedel und Prof. Robert Mielfe: Landeskunde der Provinz Brandenburg. 3 Bände. Berlin, Dietrich Reimer.

Hermann Dietrichs und Ludolf Parisius: Bilder aus der Altmark. 2 Bände. Hamburg 1883, J. f. Richter.

W. Zahn: Heimatkunde der Altmark. Stendal, R. Schindler.

— — Geschichte der Altmark. Stendal, R. Schindler.

Dr. Theodor Rudolph: Die niederländischen Kolonien der Altmark. Berlin, Walther & Apolant.

Dr. Richard Aue: Zur Entstehung der altmärkischen Städte. Magdeburg, E. Baensch d. J.

Dr. Ludwig Göthe: Urkundliche Geschichte der Stadt Stendal. Stendal 1870, Franzen & Große.

E. Wollesen: Chronik der Stadt Werben. Werben 1898, Selbstverlag.

Richard Schillmann: Geschichte der Stadt Brandenburg a. H. Brandenburg 1882, Rudolf Koch.

Prof. Dr. Otto Tschirch: Bilder aus der Geschichte der Stadt Brandenburg. Brandenburg 1912, Martin Evenius.

Walther Specht: Rathenower Wanderbücher. 3 Hefte. Rathenow, L. Rackwitz.

Hedwig von Bismarck: Aus dem Leben einer 95jährigen. Halle a. S., Richard Mühlmann.

Prof. Dr. Paul Kupka: Zwischen Elbe und Havel (Montagsblatt der Magdeburgischen Zeitung).

Dr. H. Merbach: Die Slawenkriege des deutschen Volkes. Leipzig 1914, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher.

Gotthold Klee: Die deutschen Helden sagen. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Dr. J. G. Th. Gräfse: Sagenbuch des preußischen Staates. 2 Bände. Glogau 1867, Karl Flemming.

Jakob Grimm: Deutsche Mythologie. 3 Bände. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Theodor Fontane: Grete Minde. Stuttgart, Cotta Nachf.

Wilhelm Kozde: Wode Brausebart. Banting, Enßlin & Laiblin.

— — Und deutsch sei die Erde! Mainz, Jos. Scholz.

— — Der von Bismarck. Mainz, Jos. Scholz.

— — Der Tag von Rathenow. Mainz, Jos. Scholz.

Wilhelm Arminius: Der Kraftsucher. Mainz, Jos. Scholz.



Deutsche Wanderungen

Landschaft und Volkstum in Mitteleuropa
herausgegeb. v. d. Freien Lehrervereinigung für Kunstspele zu Berlin

Jedes Bändchen M. 1,40.

Bisher sind erschienen:

Die Lüneburger Heide. Mit Einführung in die Sammlung. Von Josef Galle. Mit 11 Abbildungen und 1 Karte.

Das Kyffhäusergebirge und Unstruttal. Von Paul Schneider. Mit 5 Abbildungen und 2 Karten.

Die nordfriessische Inselwelt. Von Christian Jensen. Mit 7 Abbildungen und 2 Karten.

Im Riesengebirge. Von Carl Meyer, Berlin. Mit 11 Abbildungen und 1 Karte.

Das Jägergebirge. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Mit 6 Abbildungen und 1 Karte.

Westpreußische Wanderungen. Von Adalbert Luntowski. Mit 9 Abbildungen und 2 Karten.

Durch die Nordseemarschen zur holländischen Grenze. Von Paul Schneider. Mit 9 Abbildungen und 2 Karten.

Bismarckland. Von Wilhelm Kozde. Mit vielen Abbildungen.

Die Sächsische Schweiz. Von Reinhold Braun. Mit 10 Abbildungen und 1 Karte.

In Vorbereitung befinden sich:

An der hohen Etsch. Von A. Menghin. Illustriert.

In die Schwäbische Türkei und nach Siebenbürgen. Von E. Korodi. Illustriert.

Das Altvatergebirge. Von Josef Galle. Illustriert.

Wer recht in Freuden wandern will, kann nicht allein seiner Karte folgen. Er muß von dem Geiste der Landschaft und des Volkstums, dem seine Wanderschaft gilt, etwas in sich aufgenommen haben, um auch recht zu verstehen, was die Natur ihm zu lesen bietet. Dazu will die obige Sammlung verhelfen. Ihre Bändchen vermeiden alles Führermäßige. Sie bereiten aber in trefflicher Weise den Sinn vor für die rechte Erkenntnis der einzelnen Landschaft und ihres Volkstums. Wir begrüßen die hier bezeichneten Bändchen der neuen Sammlung als ein ganz vorzügliches Mittel, den gesunden Wandergeist in unserem Volke zu wecken und zu fördern.

Altonaer Nachrichten.

Ausführliche Prospekte auf Verlangen kostenfrei

George Westermann, Braunschweig und Berlin

**Druck von George Westermann
Braunschweig**

DD
320
K87

630596

KOTZDE
BISMARCKLAND

510482 F. Scherl

2- 21492

DD320.K87 c.1

Bismarckland an Havel und Elbe mit 2



091 139 834
UNIVERSITY OF CHICAGO